PASTOR BONUS

ZEITSCHRIFT FUER KIRCHLICHE WISSENSCHAFT UND PRAXIS

HERAUSGEGEBEN VON DEN PROFESSOREN DES BISCHÖFL. PRIESTERSEMINARS IN TRIER IN VERBINDUNG MIT DEN PROFESSOREN DER PRIESTERSEMINARE VON MAINZ U. LIMBURG

+

48. JAHRGANG 6. HEFT SEPTEMBER 1937

VERLAG DER PAULINUSDRUCKEREI TRIER

BIBLIOTHECA PONTIFICII INSTITUTI BIBLICI

INHALT

Abhandlungen:

Kinderreichtum der Katholiken? / Dr. Erhard Leclerc, Trier . . . 157
„Lebendige Seelsorge“ / Domvikar Schlags, Trier 170
Eine untergegangene Muttergottes-Wallfahrt der Diözese Trier / Dechant i. R. J. Wagner, Lehmen a. d. Mosel 179

Bücherbesprechungen:

Neues Testament: Kalt und Lauck, Witsch, Allgeier, Kuß, Holzner, Kosnetter, Goodier, Heiler, Freppert / Ketter, Trier . . 182
Dogmatik: Heiler, Adam, Rademacher, Niebecker / Backes, Trier 186

Sehr zu empfohlen ist das

Neue Rosenkranzbüchlein

von † Dechant Jakobs in Mülheim/Ruhr
Herausgegeben von † Professor H[illegible]
20 Seiten Umfang, broschiert 20 Pfg.

Hier sind drei kleine Aufsätze, die über die Schönheit des Rosenkranzes seine Berechtigung bei aller Anerkennung der liturgischen Bewegung sowie über die Art und Weise unterrichten, wie man den Rosenkranz gedankenvoll und andächtig betet. Für marianische Kongregationen, Rosenkranzbruderschaften, kurz alle marianischen Vereine und Wallfahrtsorte wäre die obligatorische Einführung zur Vertiefung des Vereinslebens wünschenswert.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag Paulinus-Druckerei GmbH., Trier

Für Allerseelen!

Requiem

Messbüchlein für Seelenmessen u. Begräbnisse

Von B. Hennen, Rendant am Priesterseminar zu Trier
13. bis 15. Auflage
130 Seiten stark. In 1/1 Leinen geb.
Preis RM 1.—

Dieses Büchlein bietet dem Beter wie dem Sänger neben der Requiemmesse mit dem Begräbnis ausserdem eine Kommunionandacht und drei Messandachten, so dass es für alt und jung als treffliches Gesang- und Gebetbuch zur Seelenmesse sich eignet

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Verlag der Paulinus-Druckerei GmbH. Trier

Kinderreichtum der Katholiken?

Von Dr. Erhard *Leclerc*, Trier.

Kaum ein Problem der Bevölkerungsstatistik ist so schwierig wie der einwandfreie Nachweis einer Beziehung zwischen Kinderreichtum und Konfession. Die verschiedenen Ursachen des Kinderreichtums treten ja nie einzeln auf; immer vereinigen sich mehrere zu einer Ursachenverflechtung. Erst dann, wenn bei dem Vergleichsmaterial alle Momente, welche die Geburtenhäufigkeit fördern oder hemmen, die gleichen sind, ausgenommen die Konfessionszugehörigkeit, läßt sich *statistisch* der stärkere Einfluß der betreffenden Konfession auf die Kinderfreudigkeit ihrer Mitglieder erweisen. Unter genau den gleichen Voraussetzungen kann man selbstverständlich auch nur das Versagen einer Konfession in bevölkerungspolitischer Hinsicht erhärten.

Im Laufe des letzten Jahres wurde mehrmals der Nachweis versucht, daß der Lebenswille der *katholischen* Bevölkerung Deutschlands nicht stärker sei als der der evangelischen Volksgenossen. Bei diesem Vergleich ging man entweder von der geradezu katastrophalen Bevölkerungslage Österreichs bzw. Wiens aus oder von der Tatsache, daß die Geburtenziffer größerer evangelischer Verwaltungsbezirke innerhalb Deutschlands wesentlich höher lag als anderer größerer Verwaltungsbezirke mit überwiegend katholischer Bevölkerung oder man suchte durch Gegengründe die von katholischen Bevölkerungsstatistikern angeführten Beweise für den stärkeren Lebenswillen der Katholiken zu erschüttern. Im folgenden werden diese verschiedenen Versuche einzeln auf ihre Beweiskraft hin betrachtet.

I.

Im ersten Teil unserer Ausführungen sollen all die Bedenken zur Sprache kommen, die gegen die neuesten Beweise für die Konfessionstheorie geltend gemacht wurden.

Zur Charakterisierung der Methode der Gegner der Konfessionstheorie sei es gestattet, zuerst auf die amtliche Untersuchung über die Beziehungen zwischen Religionszugehörigkeit, Eheschließungsjahr und Kinderzahl einzugehen. Diese Untersuchung des statistischen Reichsamtes wurde nur

durchgeführt in den konfessionell stark gemischten Regierungsbezirken: Breslau, Düsseldorf und Pfalz. In der Reichsstatistik heißt es: „Für die Auswahl dieser drei Bezirke war einmal der Umstand maßgebend, daß in ihnen die beiden wichtigsten Religionsgruppen — die Evangelischen und die Katholiken — so stark nebeneinander vertreten sind, daß bei einem Vergleich einseitige Schlußfolgerungen vermieden sein dürften. Dazu kommt, daß die drei Bezirke in ganz verschiedenen Teilen des Deutschen Reiches liegen, so daß auch hierdurch Fehlschlüssen in weitem Umfange vorgebeugt wird“ [1]. Das Statistische Reichsamt kommt zu dem Ergebnis, daß „die katholischen Ehefrauen durchweg etwas kinderreicher sind als die evangelischen und als die Frauen der übrigen Religionsgruppen“ [1], daß also „die evangelische Bevölkerung den geburtenhemmenden Tendenzen stärker erlegen ist als die traditionsgebundenere katholische“, die aber „von der Geburteneinschränkung, insbesondere in den Großstädten, auch nicht unberührt geblieben ist“ [1].

Alle ernsthaften Statistiker lehnen diese amtliche Untersuchung als hinreichenden Beweis für die Konfessionstheorie entschieden ab, und zwar mit vollem Recht, weil eben nur die Religions- bzw. Konfessionszugehörigkeit und nicht auch die soziale Stellung der Familien, ihre Verteilung auf Stadt und Land, das Heiratsalter, der Bodenbesitz usw. zur Beurteilung herangezogen wurden. Gehle führt noch einige andere Momente an, die nach seiner Ansicht jeden Katholiken gegen oben mitgeteiltes Ergebnis der Reichsstatistik äußerst kritisch machen oder sogar ihn zu einer Korrektur dieses Ergebnisses zugunsten der Nichtkatholiken führen müssen. Gehle schreibt:

„Die Volkszählung fand am 16. Juni 1933 statt. Aus den im Jahre 1933, also rund im ersten Halbjahr, geschlossenen Ehen kann schlechterdings kein Kind erwartet werden, es sei denn, daß es voreheliche Kinder sind. Nun sind aber z. B. unter den 2641 Ehen, die im Reg.-Bezirk Breslau 1933 vor der Volkszählung geschlossen wurden und deren Ehefrauen katholisch sind, 609 Ehen, d. s. 23 v. H., in denen bereits Kinder, also voreheliche, gezählt wurden. Auch in den früher liegenden Eheschließungsjahren lassen sich an Hand der in jeder Ehe gezählten Kinder einwandfrei Ehen nachweisen, die vor der Ehe bereits Kinder zeugten. Können wir Katholiken uns auf diese Zahlen mit innerer Berechtigung berufen? Diese Frage stellen heißt sie verneinen. Es geht keineswegs an, dieses Zahlenmaterial als repräsentativ anzusehen. Wir können uns nur mit stärkstem Vorbehalt dieser Erhebung zum Beweis der größeren Fruchtbarkeit bedienen, es sei denn, daß wir auf die christliche Sexualmoral verzichten[2].“

Grundsätzlich steht hier jeder überzeugte Katholik auf dem moraltheologischen Standpunkt Gehles. Aber der Statistiker fragt sich bei den moraltheologischen Ausführungen Gehles mit Recht: Haben diese moraltheologischen Ausführungen hier eine statistische Grundlage, d. h. sind denn wirklich die 23 v.H. katholischen Ehefrauen mit vorehelichen Kindern im Regierungsbezirk Breslau der Grund, weshalb auf die katholischen Ehefrauen dieses Bezirkes mehr Kinder entfallen als auf die evangelischen? Oder dieselbe Frage mit anderen Worten: Entfallen auf die

[1] Sonderheft 15 zu „Wirtschaft und Statistik“: Neue Beiträge zum Deutschen Bevölkerungsproblem S. 13 f. und 46 f.

[2] Gehle: Kinderreichtum der Katholiken? Hochland 1935/36. S. 455.

evangelischen Ehefrauen dieses Bezirkes wesentlich weniger voreheliche Kinder als auf die katholischen? Denn nur dann, wenn man diese Fragen bejahen müßte, könnten vom statistischen Standpunkte aus die „Katholiken sich auf diese Zahlen nicht mehr mit innerer Berechtigung berufen". Gehle stellt sich die angegebenen Fragen nicht einmal. Das ist aber für einen Statistiker ein unbegreifliches Versäumnis; denn im Regierungsbezirk Breslau hatten 1933 die katholischen Ehefrauen im Durchschnitt 4,4 %[3] mehr Kinder als die evangelischen Ehefrauen. Ist dieses Mehr von 4,4 % aber auf die 23 % Ehefrauen mit vorehelichen Kindern zurückzuführen? Keineswegs! Denn die Evangelischen hatten im gleichen Jahr und Bezirk 22,9 % Ehefrauen mit vorehelichen Kindern. Dieses Weniger von 0,1 % auf evangelischer Seite kann wahrhaftig das Mehr von 4,4 % auf katholischer Seite nicht aufwiegen. In Grundzahlen kann man diese Verhältniszahlen nur dann ausdrücken, wenn man annimmt, daß auch in den Jahren vor 1933 die Zahl der vorehelichen Kinder bei Katholiken und Evangelischen im Verhältnis 23 zu 22,9 stand. Dann kämen nämlich auf 1000 katholische Ehefrauen dieses Gebietes 230 mit vorehelichen Kindern gegen 229 auf 1000 evangelische Ehefrauen. Auf 1000 evangelische Ehefrauen entfallen aber im Regierungsbezirk Breslau nach der Reichsstatistik nur 2270 Kinder gegen 2370 auf 1000 katholische Ehefrauen. Wer dieses Mehr von einem vorehelichen Kind, aber auch dieses Mehr von 100 Kindern auf je 1000 katholische Ehefrauen des Breslauer Regierungsbezirks miteinander vergleicht, der wird mit mir der Ansicht sein, daß Gehle das ihm vorliegende Zahlenmaterial nicht bis zum letzten durchgearbeitet hat, sonst hätte er zu seinen vom statistischen Standpunkt aus unhaltbaren Ausführungen nie kommen können. Das gilt um so mehr, als er es auch versäumt festzustellen, daß die bevölkerungspolitische Lage für die Katholiken in den Regierungsbezirken Düsseldorf und Pfalz wesentlich günstiger ist; denn im Regierungsbezirk Düsseldorf hatten auf Grund der Reichsstatistik die katholischen Ehefrauen 17 % mehr Kinder als die evangelischen. Auf katholischer Seite aber zählte man 1933 11,7 % Ehefrauen mit vorehelichen Kindern gegen 10,4 % auf evangelischer Seite. In Grundzahlen ausgedrückt heißt das unter oben gemachter Voraussetzung: auf je 1000 katholische Ehefrauen entfallen 330 Kinder mehr als auf je 1000 evangelische Ehefrauen, aber auf je 1000 katholische Ehefrauen auch 13 mehr mit vorehelichen Kindern. Noch günstiger liegen die Zahlen für die Katholiken im Regierungsbezirk Pfalz; denn obwohl dort auf die katholischen Ehefrauen im Durchschnitt nur 10 % mehr Kinder kommen als auf die evangelischen, haben dort

[3] Eine Fehlerquelle zuungunsten der Katholiken bleibt bei dieser Berechnung unberücksichtigt; denn die letzte Gruppe der Ehefrauen mit fünf und mehr Kindern ist bei den Katholiken mit 21,7% aller untersuchten Ehen vertreten, bei den Evangelischen jedoch nur mit 12%. Unter den katholischen Ehefrauen waren also rund 10% mehr Ehefrauen mit fünf und mehr Kindern als unter den evangelischen Ehefrauen. Könnte man diese Ehen mit fünf und mehr Kindern aufgliedern nach Ehen mit 6, 7, 8 usw. Kindern, dann würde sich zeigen, daß die Zahl dieser letzteren Familien mit sechs und mehr Kindern bei den Katholiken stärker vertreten ist als bei den Evangelischen. Dasselbe gilt von den Zahlen in den Reg.-Bezirken Düsseldorf und Pfalz.

20,2 % der evangelischen Ehefrauen voreheliche Kinder gegen 17,9 % der katholischen.

Gehle macht dann noch vor allem auf eine Fehlerquelle der Reichsstatistik zuungunsten der Nichtkatholiken aufmerksam. Er sagt:

„Bei der Erhebung wurde nach der Zahl der Kinder gefragt, die in der damals, also am 16. Juni 1933, bestehenden Ehe geboren wurden. Diese Frage ist für Katholiken eindeutig. Wir kennen keine Ehescheidung. Infolgedessen wird mit wenigen Ausnahmen diese Frage mit der Frage nach der Zahl der Kinder überhaupt identisch sein. Anders aber bei all den Bekenntnissen, die eine Ehescheidung anerkennen. Bei ihnen kann die Frage der Volkszählung nur eine Mindestzahl als Antwort erhalten; denn alle Kinder, die in früheren, zur Zeit der Zählung wieder geschiedenen Ehen geboren wurden — auch die gestorbenen und totgeborenen waren mitzuzählen —, sind nicht erfaßt worden. Die Nichtkatholiken sind also von vornherein im Nachteil. Ihre Fruchtbarkeit wurde im Gegensatz zu den Katholiken nur zum Teil nachgewiesen. Ein weiterer Grund, um ehrlicherweise auf die allzu starke Heranziehung dieses Materials zu verzichten[4].“

Ob Gehle diese Fehlerquelle nicht überschätzt? Denn wie Leclerc[5] nachweist, hatten z. B. die 1933 in Deutschland geschiedenen Ehen zu rund 50 % keine und zu rund 30 % nur 1 Kind. Nur rund 8 % hatten 3 oder mehr Kinder.

Eine bedeutende Fehlerquelle sieht Gehle und sieht sie doch wieder nicht; er sagt klar: „Um ein reines Bild zu erhalten, müßten die religiösen Mischehen gesondert ausgewiesen werden.“ Er sieht aber nicht klar, daß die Reichsstatistik in den ausgezählten Bezirken, die konfessionelle Mischgebiete sind, die Kinder katholischer Ehefrauen auch dann den Katholiken zugezählt hat, wenn diese Mütter mit einem Nichtkatholiken verheiratet waren. Dasselbe gilt selbstverständlich in gleicher Weise von evangelischen Ehefrauen mit nichtevangelischem Ehepartner. Aber daß sich diese Tatsache in einer Bevölkerungsstatistik mehr zuungunsten der Katholiken als der Evangelischen auswirkt, hat Gehle nicht gesehen. Es kann nämlich nicht geleugnet werden, daß wenigstens in den ersten zehn Jahren der Nachkriegszeit in Deutschland auf jede katholische Ehe im Durchschnitt 3 Kinder kamen gegen 2 auf evangelischer Seite und eines in religiösen Mischehen. Unmittelbar vor dem Krieg, in den Jahren 1911 bis 1913, lauteten die entsprechenden Zahlen 4,79, 3,2 und 2,20. Daß damit die Konfessionstheorie noch lange nicht bewiesen ist, brauche ich nur anzudeuten. In Deutschland sind nun rund 20 % aller Ehen, an denen Katholiken beteiligt sind, religiöse Mischehen. Da es sich aber in den ausgezählten Gebieten um konfessionelle Mischgebiete handelt, dürfte man in diesen Gebieten die Zahl der religiösen Mischehen wohl auf 30 % ansetzen. Auf 100 rein evangelische Ehen kommen nach obiger Berechnung im Deutschland der Nachkriegszeit also 200 Kinder gegen 300 auf 100 rein katholischen Ehen und 100 auf 100 religiöse Mischehen. Wenn nun aber die oben erwähnte Reichsstatistik die Kinder der in religiösen Mischehen lebenden katholischen Ehefrauen einfach zu den Kindern aus rein katholischen Ehen hinzurechnet, dann ist das statistisch etwas wesentlich Anderes als wenn sie das Gleiche auf evangelischer Seite tut.

[4] Gehle, a. a. O. S. 455 f.

[5] Sonderbeilage zu „Katholik und Heldentum der Lebensbereitschaft“, S. 7.

Weshalb? In unserem Falle entfallen dann auf 100 evangelische und katholische Ehefrauen je 15[6], die in Mischehe leben. 100 katholische Ehefrauen, von denen 15 in der Nachkriegszeit in religiöser Mischehe leben, haben aber im Durchschnitt nur 270 Kinder ($85 \times 3 + 15 \times 1 = 270$) gegen 300 bei 100 katholischen Ehefrauen in rein katholischer Ehe. Also im ersteren Fall rund 10 % weniger Kinder als in den rein katholischen Ehen. 100 evangelische Ehefrauen, von denen 15 in religiöser Mischehe leben, haben nur 185 Kinder ($85 \times 2 + 15 \times 1 = 185$) gegen 200 Kinder bei 100 evangelischen Ehefrauen in rein evangelischer Ehe. Also auch hier im ersteren Fall weniger Kinder als im letzteren Fall, aber doch nur 7,5 % weniger gegen 10 % auf katholischer Seite. So dürfte man zur Beseitigung dieser Fehlerquelle die oben für die Regierungsbezirke Breslau, Düsseldorf und Pfalz angegebenen Durchschnittskinderzahlen der katholischen Ehefrauen um 2,5 % erhöhen.

Nochmals sei es hier ausdrücklich gesagt, daß die Untersuchung der Reichsstatistik in den Regierungsbezirken Breslau, Düsseldorf und Pfalz aus den oben angegebenen Gründen nicht als Beweis für die Konfessionstheorie angesehen werden kann. Es kam mir vor allem in meinen Ausführungen darauf an, zu zeigen, wie oberflächlich von Gegnern der Konfessionstheorie, hier von Gehle und Wiegand, der Gehles Ausführungen unbesehen übernimmt, das vorhandene Zahlenmaterial bearbeitet wird, wie oft man einseitig nur das sieht, was zuungunsten der Nichtkatholiken sich auswirkt. Diese Feststellung nämlich macht einem z. T. nur die Angriffe verständlich, die gegen die berühmt gewordene Untersuchung Prof. Schmidt-Kehls und das Werk Leclercs „Katholik und Heldentum der Lebensbereitschaft“ vorgebracht werden. Letzteres Werk bietet freilich direkt nur den statistischen Nachweis für den Einfluß tiefer Religiosität auf den Willen zum Kind, aber indirekt auch einen Beweis für die Konfessionstheorie.

Gehle macht als erster den Versuch, die Bedeutung der Untersuchung Schmidt-Kehls (Würzburg) über „Die Fruchtbarkeit mittel- und süddeutscher 1918—1922 geschlossener Ehen“ [7], die eindeutig den Einfluß der Konfession auf die Geburtenhäufigkeit aufzeigt, herabzusetzen. Professor Schmidt-Kehl hatte an mehr als 2500 evangelische und katholische Pfarrämter des preußischen Kurhessens, Thüringens und des bayerischen Frankens Fragebogen geschickt mit der Bitte, die Kinderzahl aller zwischen 1918 und 1922 geschlossenen bäuerlichen Ehen der betreffenden Pfarrei anzugeben, einschließlich aller in dieser Ehe geborenen Kinder. 8330 bäuerliche Ehen wurden durch diese Untersuchung erfaßt, und zwar 5789 evangelische und 2541 katholische. Auf jede 10 bis 14 Jahre bestehende Ehe des in Betracht kommenden Landstrichs entfielen bei den evangelischen Bauern 2,55 Kinder, bei den katholischen 3,80, d. h. um die Hälfte mehr. Gleich waren bei dieser Untersuchung Agrarverfassung, Berufsstand, Eheschließungsalter und die Dauer der Ehe, ähnlich die Lebensgewohnheiten, nur wenig verschieden die Rasse. Verschieden war

[6] Die Zahl der katholischen Männer und der katholischen Frauen, die in einer religiösen Mischehe leben, ist ungefähr gleich hoch.

[7] Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. XXVII/2. S. 151—174.

nur die Konfession. Deshalb urteilt Prof. Schmidt-Kehl mit Recht, daß „der Einfluß der Konfession auf die Kinderzahl in seiner Untersuchung rein zum Ausdruck kommt“ [8]. Zu diesem Ergebnis bemerkt Gehle: Leider werden aber nie die Voraussetzungen dieser Privatenquete erwähnt. Von den befragten evangelischen Pfarrämtern reagierten auf die Anfrage 22 v. H., von den katholischen sogar 35 v. H. überhaupt nicht; sie lieferten verwendbare Angaben nur zu 47 v. H. bzw. nur zu 36 v. H. Der somit bearbeitete verhältnismäßig kleine Ausschnitt ist gänzlich den unkontrollierbaren Wirkungen des Zufalls ausgesetzt. Außerdem sinkt in den Gemeinden unter 5000 Einwohnern des Beobachtungsgebietes mit steigendem Anteil der Katholiken und der Landwirtschaft der Industrieanteil erheblich, die Beweiskraft dieser Abhandlung von „grundlegender Bedeutung“ (Krose) kann daher für die Konfessionstheorie nur gering sein[9]. Zuerst möge Gehle sich sagen lassen, daß Schmidt-Kehl genau die Voraussetzungen seiner Privatenquete angibt und doch sich zu seinem eindeutigen Urteil berechtigt fühlte.

Eine Bemerkung Prof. Schmidt-Kehls hätte aber auch Gehle überzeugen müssen, wie falsch es ist, hier von den unkontrollierbaren Wirkungen des Zufalls zu sprechen, nämlich folgende: „Der erste Blick auf die zurückkommenden Fragebogen ergab die Notwendigkeit, die Konfessionen getrennt zu untersuchen[10].“ Damit sagt Prof. Schmidt-Kehl doch, daß der erste kurze Überblick ihm schon ein einheitliches Bild bot von der bedeutend stärkeren Kinderfreudigkeit der betreffenden katholischen Ehen. Wäre meinetwegen bei einer größeren Anzahl evangelischer Gemeinden, die örtlich nicht weit voneinander liegen, das Ergebnis wesentlich besser oder umgekehrt bei einer größeren Anzahl benachbarter katholischer Gemeinden das Ergebnis wesentlich schlechter gewesen, dann wäre die Notwendigkeit, die Konfessionen getrennt zu untersuchen, nicht auf den ersten Blick gegeben gewesen, weil dann der Unterschied zwischen den beiden Konfessionen stark verwischt worden wäre. Später wäre dann Prof. Schmidt-Kehl als gewissenhafter Statistiker den Ursachen nachgegangen, weshalb das Bild innerhalb der betreffenden Konfession so uneinheitlich ist. Er hätte uns dann auch diese Teiluntersuchung nicht vorenthalten; denn gerade eine solche Teiluntersuchung hätte besonderen Einblick gewährt in die Voraussetzungen jeden Versuchs, irgendwo und -wann die Konfessionstheorie zu beweisen. Schmidt-Kehl erklärt aber eindeutig, daß in seiner Untersuchung der Einfluß der Konfession rein zum Ausdruck komme.

Wenn man dann ferner bedenkt, daß die Pfarrer, die überhaupt nicht geantwortet haben oder die Fragebogen nicht ausfüllen konnten, weil sie noch nicht lange genug auf ihrer Stelle waren (auf evangelischer und katholischer Seite je 20 v. H.) oder die von Schmidt-Kehl geforderte Unterteilung als unmöglich erklärten (auf evangelischer Seite 11 v. H., auf katholischer Seite 9 v. H.), sporadisch über das ganze Gebiet zerstreut

[8] a. a. O. S. 157.

[9] Gehle. Schlußwort zu Kinderreichtum der Katholiken. Hochland 1936/37. S. 478.

[10] a. a. O. S. 156.

wohnten, dann heißt von den „unkontrollierbaren Wirkungen des Zufalls" sprechen nichts anderes als behaupten: Auf evangelischer Seite haben gerade die 22% Pfarrer überhaupt nicht geantwortet, in deren Pfarreien die Kinderzahl der in Frage kommenden Ehen außerordentlich hoch und auf katholischer Seite die 35% Pfarrer, deren Angaben das Bild für die Katholiken ganz wesentlich verschlechtert hätten. Diese außerordentliche Höhe der Kinderzahl hätte aber in diesen 22% evangelischen Pfarreien vorhanden sein müssen, während gleichzeitig die evangelischen Nachbarpfarreien bedeutend weniger Kinder aufwiesen, und andererseits hätte eine außergewöhnlich geringe Durchschnittskinderzahl in den 35% katholischen Gemeinden vorliegen müssen, während gleichzeitig die katholischen Nachbarpfarreien bedeutend mehr Kinder aufwiesen. Hier sieht man von neuem, wie falsch es ist, von den unkontrollierbaren Wirkungen des Zufalls in der Untersuchung Schmidt-Kehls zu sprechen. Denn, wenn man die Pfarrer ausscheidet, die aus begreiflichen Gründen die Fragen nicht ausfüllen konnten, dann haben auf evangelischer Seite 68 v. H. der Pfarrer die Fragebogen beantwortet und auf katholischer Seite 51 v. H.

Leider ist es mir nicht möglich gewesen, nachzuprüfen, um wieviel Prozent der Industrieanteil in den Gemeinden unter 5000 Einwohnern des Beobachtungsgebietes mit steigendem Anteil der Katholiken und der Landwirtschaft sinkt. Aber auch hier hat Gehle wieder eine Bemerkung Prof. Schmidt-Kehls übersehen, daß eine Anzahl Pfarrer ihm mitgeteilt haben, daß „ihre Gemeinde eine Industriegemeinde sei und daß in ihr zwischen 1918 und 1922 keine bäuerlichen Ehen geschlossen worden seien". Es werden also gerade viele evangelische Pfarrer diese Mitteilung haben machen müssen. Und auch in den Gemeinden mit erheblichem Industrieanteil, nach Gehle wieder in erster Linie evangelische Gemeinden, wird es immer nur sehr wenige rein bäuerliche Ehen aus den Jahren 1918 bis 1922 gegeben haben. Sollen nun nach Gehle diese wenigen rein bäuerlichen Ehen der Jahre 1918 bis 1922, deshalb weil sie in Gemeinden mit stärkerem Industrieanteil wohnten, so bedeutend weniger Kinder gehabt haben, daß das Bild für die evangelischen bäuerlichen Ehen des Beobachtungsgebietes wesentlich verschlechtert wurde? Diese Frage braucht man nur zu stellen, um zu wissen, daß durch den von Gehle angeführten Faktor nur eine Verschiebung von höchstens zwei bis drei Prozent zuungunsten der Evangelischen eintreten konnte. Damit bleibt das Ergebnis der Untersuchung Prof. Schmidt-Kehls in seiner ganzen Bedeutung für die Konfessionstheorie zu Recht bestehen.

Gegen die Beweiskraft der Schrift Leclercs hatte Gehle[11] im ‚Hochland' drei Einwände erhoben, die Leclerc[12] dann in seiner Antwort in der gleichen Zeitschrift widerlegte. Die Entgegnung Leclercs auf seine drei Einwände sucht Gehle[13] dann von neuem zu entkräften.

Leclerc hatte ja durch Untersuchung der Ehen, aus denen die Theologiestudenten des S. S. 1934 stammten, nachgewiesen, daß diese sogenannten

[11] Gehle: Kinderreichtum der Katholiken? Hochland 1935/36. S. 456—458.

[12] Leclerc: Kinderreichtum der Katholiken. Eine Erwiderung. Hochland 1936/37. S. 259—265.

[13] Gehle: Schlußwort zu: „Kinderreichtum der Katholiken." Hochland 1936/37. S. 478.

Theologenfamilien um ca. 50% kinderreicher sind als die entsprechenden Familien der deutschen Studenten des W. S. 1933/34. Den Grund für diesen größeren Kinderreichtum der Theologeneltern sah Leclerc in ihrer tiefen religiösen Überzeugung. Gegen diesen Schluß macht Gehle zunächst folgenden Einwand, einen Einwand prinzipieller Art, geltend: „Die Wahrscheinlichkeit, daß aus einer kinderreichen Familie ein Theologe hervorgeht, ist bei kinderreichen Familien bedeutend größer als bei kleineren Familien. Von neun Knaben darf man eher erwarten, daß einer eine priesterliche Berufung hat, als von zwei oder drei Knaben. Also müssen bei Theologenfamilien die kinderreichen Familien a priori in der Mehrzahl sein[14]." Die Erwiderung Leclercs lautet: „Qui nimium probat, nihil probat; denn mit demselben Recht kann man folgern: Von neun Knaben darf man eher erwarten, daß einer eine Berufung zur Medizin hat als von zwei oder drei Knaben. Also müssen bei den Familien der Mediziner die Kinderreichen a priori in der Mehrzahl sein. Ja, dasselbe könnte mit gleicher Berechtigung auch von den Familien gesagt werden, aus denen die Studenten der anderen Fakultäten hervorgegangen. Die Fehlerhaftigkeit dieser Schlußfolgerung tritt damit aber klar zutage[15]." Dieser Entgegnung Leclercs gegenüber behauptet nun Gehle, daß Leclerc ihm entgegengehalten habe, „daß auch die übrigen akademischen Berufe a priori geschwisterreicher seien". Jeder Leser kann aus obiger Entgegnung Leclercs feststellen, daß er diese Schlußfolgerung als durchaus fehlerhaft bezeichnete. Gehle fährt dann in seiner Entgegnung folgendermaßen fort:

„Leider wird aber vollständig übersehen, die Wahrscheinlichkeiten der einzelnen Berufe, aus kinderreichen Familien zu stammen, gegeneinander abzuwägen. Mit steigender Geschwisterzahl sinkt allgemein die Aussicht, einen akademischen Beruf ergreifen zu können. Wenn in einer Familie mit drei Kindern zwei Knaben studieren können, dann kann die Familie mit neun Kindern unter gleichen Verhältnissen noch lange nicht sechs zur Hochschule schicken. Bei Theologen hingegen werden sogar ärmere Familien für den Priesterberuf ihres Sohnes selbst größte Opfer bringen (Leclerc). Sie werden das Studium auch dann zu ermöglichen suchen, wenn ein weltliches Studium längst nicht mehr in Frage kommt. Mithin ist die Wahrscheinlichkeit des Theologie-Studiums und folglich der Kinderreichtum der Theologenfamilien a priori bedeutend größer[16]."

Ohne weiteres muß man Gehle zugestehen, daß es solche Fälle gibt, in denen kinderreiche Familien für das Theologiestudium ihres Sohnes größte Opfer bringen, die sie für ein weltliches Studium vielleicht nie gebracht hätten. Aber das sind doch nur seltene Ausnahmefälle, die das Gesamtbild nur ganz wenig verändern. Wie sehr Gehle die Bedeutung solcher Ausnahmefälle überschätzt, zeigen seine folgenden an obiges Zitat unmittelbar anschließenden Ausführungen:

„Die Richtigkeit dieser Deduktion beweist aber auch a posteriori der Vergleich mit den Ergebnissen der Volkszählung 1933. Nach ihr kennen wir die Verteilung der Ehen mit einer Ehedauer von mehr als 20 Jahren auf die einzelnen Familiengrößenklassen. Diese Ehen entsprechen im wesentlichen den Ehen der Theologen- und der Hochschulstatistik. Wenn nun die obige Deduktion (des a-priori-Kinder-

[14] Gehle: Kinderreichtum der Katholiken? Hochland 1936/37. S. 457.

[15] Leclerc: Kinderreichtum der Katholiken. Eine Erwiderung. Hochland 1936/37. S. 261.

reichtums der Theologenfamilien! Der Verf.) richtig ist, dann müssen die Studenten-Familien wesentlich kinderärmer als die sonstigen Familien sein und die Verteilung der Theologenfamilien mit der Gesamtverteilung annähernd übereinstimmen. Die Übereinstimmung ist nun hier überraschend groß, während Studentenfamilien und Gesamtfamilien, wie zu erwarten, weit auseinandergehen. Ähnlich liegen die Verhältnisse für die verschiedenen Berufsgruppen der Theologenstatistik, z. B. für die in der Erwiderung immer wieder zitierten Beamten. Der bereits bewiesene a-priori-Kinderreichtum der Theologenfamilien ist damit a u c h e m p i r i s c h b e l e g t. Dieser erste Einwand allein genügte, um die Beweiskraft der Theologenstatistik Leclercscher Prägung nicht nur in Frage zu stellen, sondern zu vernichten[16]."

Mit dieser Schlußfolgerung hätte Gehle recht, wenn die Zahlen, auf die sie aufbaut, stimmten; denn, wenn die sogenannten Theologenfamilien, nach Berufen gesondert, nicht wesentlich mehr Kinder haben als die entsprechenden Gesamtfamilien, kann man bei ihnen nicht auf einen bedeutend stärkeren Willen zum Kind schließen.

Aber die nackten Zahlen reden eine ganz andere Sprache, in Wirklichkeit beweisen die von Gehle herangezogenen Zahlen das gerade Gegenteil von dem, was Gehle behauptet. Davon kann jeder Leser sich an Hand von folgender Tabelle selbst überzeugen.

Tabelle 1

Familien mit	Deutsche Beamte aller Wirtschaftsabteilungen (Eheschliessungsjahr 1913 und früher)			Theologeneltern Mittlere Beamte Lebendgeborene Kinder		
	Grundzahl	i. v. Hdt.	Zahl der Kinder	Grundzahl	i v. Hdt.	Zahl der Kinder
1 Kind	75 088	19,8	75 088	48	5,0	48
2 Kindern	103 122	27,2	206 244	137	14,3	274
3 Kindern	77 144	20,4	231 432	123	12,9	369
4 Kindern	48 605	12,9	194 420	179	18,8	716
5 Kindern und mehr	74 766	19,7	373 830	468	49,0	2340
Insgesamt	378 725	100,0	1 081 014	955	100,0	3747
	Auf jede Ehe kamen also, wenn alle Ehen mit fünf und mehr Kindern als Fünfkinderfamilien gerechnet werden, im Durchschnitt 2,85 Kinder.			Auf jede Ehe kamen also, wenn alle Ehen mit fünf und mehr Kindern als Fünfkinderfamilien gerechnet werden, im Durchschnitt 3,92 Kinder, d. h. 37,5% mehr als in den Ehen der deutschen Beamten.		

Auf jede Ehe der deutschen Beamten aller Wirtschaftsabteilungen kamen also, wenn alle Ehen mit fünf und mehr Kindern als Fünfkinderfamilien gerechnet werden, im Durchschnitt 2,85 Kinder, während bei gleicher Berechnung der Fünfkinderfamilien auf die Familien der mittleren Beamten der T h e o l o g e n statistik 3,92 und auf die Familien der

[16] Gehle: Schlußwort zu: „Kinderreichtum der Katholiken. Hochland 1936/37. S. 479.

mittleren Beamten der Deutschen Hochschulstatistik 2,82 Kinder entfielen. Also bei den Familien der deutschen Studenten 1% Kinder weniger als den Gesamtfamilien der Beamten. Dieses eine Prozent wird aber reichlich aufgewogen durch die Einrechnung der totgeborenen Kinder in die Geborenenzahl der Gesamtfamilien der Beamten[17]. Umgekehrt aber entfallen 37,5% mehr Kinder auf die entsprechenden Theologenfamilien als auf die Gesamtfamilien der Beamten. (Eheschließung 1913 u. früher!) Weshalb aber nicht 50% mehr Kinder bei den Theologenfamilien der mittleren Beamten? Bei den Gesamtfamilien der Beamten gibt es 19,7% mit fünf und mehr Kindern, bei den Theologenfamilien der mittleren Beamten aber deren 49%. Dort ist also jede fünfte, hier jede zweite Ehe eine solche mit fünf und mehr Kindern. Wenn man diese Fünfkinderfamilien der deutschen Beamten aller Wirtschaftsabteilungen aufzählen könnte nach Fünf-, Sechs-, Sieben-, Acht- usw. Kinderfamilien, dann ergäbe sich, daß die Sechs-, Sieben-, Acht- usw. Kinderfamilien bei den Gesamtfamilien im Verhältnis viel seltener sind als bei den entsprechenden Theologenfamilien. Eine genaue Auszählung würde dann ergeben, daß die Theologenfamilien der mittleren Beamten, bei denen auch die Totgeburten nicht eingerechnet sind, wenigstens 50% mehr Kinder haben als die entsprechenden Familien der deutschen Beamten in ihrer Gesamtheit. Also nach Einrechnung der Totgeburten noch ein günstigeres Bild als bei dem Vergleich der Theologenfamilien mit den Studentenfamilien. Es ist also genau umgekehrt wie Gehle behauptet. Dasselbe gilt auch von seiner Ansicht, daß Studentenfamilien und Gesamtfamilien weit auseinanderfallen; denn nach Einrechnung von 3% Totgeburten sind die Beamten-Studentenfamilien noch 2% kinderreicher als die Gesamtfamilien der Beamten. An der Klarheit des tatsächlichen Zahlenmaterials zerschellt die ganze Beweisführung Gehles, die sich nur auf falsche Berechnungen stützt. — Ja, das mitgeteilte Ergebnis verändert sich kaum, wenn man die Theologenfamilien der mittleren Beamten den Gesamtfamilien der Beamten in der Land- und Forstwirtschaft (Eheschließung 1913 und früher!) gegenüberstellt, denn auf letztere Familien kommen im Durchschnitt doch nur 2,98 Kinder, d. h. also 4,5% mehr als bei den Gesamtfamilien der Beamten aller Wirtschaftsabteilungen und 33% weniger als bei den Theologenfamilien der mittleren Beamten, von denen aber 25% in der Großstadt und 36,5% in Mittelstädten lebten. Auch haben nur 22% der ersteren Familien fünf und mehr Kinder, gegen 49% bei den entsprechenden Theologenfamilien. Auch sind wieder bei den Theologenfamilien 3% Totgeburten nicht eingerechnet. Wie Gehle angesichts dieser ganz eindeutigen Zahlen zu seinen falschen Angaben kommt, ist unbegreiflich. Jedenfalls richtet sich sein vernichtendes Urteil gegen ihn selbst. Es zeigt eben von neuem, wie oberflächlich Gehle das ihm vorliegende Zahlenmaterial bearbeitet.

Der zweite Einwand Gehles gegen die Schrift Leclercs lautete: „Die repräsentative Statistik wählt bereits nach dem Prinzip „Kinderreichtum“ aus und verstößt damit gegen ein Grundgesetz der Wahrscheinlichkeitsrechnung[18].“ Dieser zweite Einwand, den Gehle ausführlich begrün-

[17] Wirtschaft und Statistik, Sonderheft 15. S. 6.
[18] Gehle, a. a. O. S. 479.

dete, hat eine so eingehende Erwiderung durch Leclerc erfahren, daß G. in seiner Entgegnung stillschweigend seine zuerst aufgestellten Beweise aufgibt und nur einen einzigen schwachen Versuch macht, seine Auffassung zu rechtfertigen. Leclerc hatte nämlich für den seltenen Ausnahmefall, daß ein Pfarrer gleichzeitig mehrere begabte und arme Jungen unter seinen Pfarrkindern für ein höheres Studium ins Auge faßt, ohne sie alle selbst oder durch andere unterstützen zu können, zugestanden, daß dann der Kinderreichtum der Familie für den Pfarrer das Kennzeichen der tiefen Religiosität der Familie sei, die selbst das erste Auswahlprinzip für Priesterberufe bleibt. Dieses für einen seltenen Ausnahmefall gemachte Zugeständnis verallgemeinert Gehle, ein Verfahren, das sich selbst richtet; denn es kommt nicht darauf an, hier nachzuweisen, daß in dem einen oder anderen Fall der Kinderreichtum Auswahlprinzip ist, sondern daß in dem Maße der Kinderreichtum Auswahlprinzip in der Theologenstatistik geworden ist, daß das Endergebnis dadurch wesentlich verändert wird.

Der dritte Einwand Gehles bestritt die Berechtigung des Vergleichs von Hochschul- und Theologenstatistik, da die beiden Statistiken sich auf verschiedene geographische Gebiete beziehen und ihr Vergleich mithin rassische Unterschiede vernachlässige. Der Versuch Leclercs, diesen Einwand dadurch zu erledigen, daß er auf Grund einer neuen Bearbeitung seines Urmaterials nachweist, daß die in Süddeutschland geborenen Theologiestudenten bäuerlicher Herkunft aus Familien stammen, die im Durchschnitt nicht mehr Kinder haben als die entsprechenden Theologenfamilien aus Norddeutschland, muß als gescheitert betrachtet werden; denn Leclerc kann nur statistische Messer von 150 bzw. 175 Familien als Beweis heranführen. Mit den arithmetischen Mittelwerten derartig kleiner Kollektive kann man aber, wie Gehle mit Recht bemerkt, statistisch fast alles beweisen. Auch hat sich Leclerc bei der Angabe, in welchen deutschen Ländern die von ihm in erster Linie verwandte Untersuchung der Deutschen Hochschulstatistik durchgeführt wurde, geirrt. Aber trotzdem kann man auf Grund der Deutschen Hochschulstatistik beweisen, daß Gehle durch Hereintragen der rassischen Unterschiede einen Gesichtspunkt ins Feld führt, der für die Ergebnisse der Familienuntersuchung der Hochschulstatistik und deshalb auch für den Vergleich zwischen Hochschul- und Theologenstatistik belanglos ist; denn es findet sich in der Hochschulstatistik[19] auch eine Untersuchung über den Anteil der Familien am akademischen Studium, die einen Vergleich zwischen Bayern und Preußen, zwischen Süd- und Norddeutschland erlaubt. Folgende Tabelle möge das aufzeigen.

Die betreffende Untersuchung zeigt uns, aus welchen Familien die frühestgeborenen Studenten stammen. Kinderreiche Familien, die mehrere Kinder im akademischen Studium haben, werden also in dieser Untersuchung genau wie in der Theologenstatistik, nur einmal geführt. Jeder frühestgeborene Student einer preußischen Universität entstammt nun einer Familie mit durchschnittlich 2,92 Kindern, während

---

[19] Deutsche Hochschulstatistik, Bd. 12. S. 22 f.

Tabelle 2

Von den frühestgeborenen Studenten stammten aus Familien mit	an den preußischen Universitäten		an den bayrischen Universitäten	
	Grundzahl	i. v. Hdt.	Grundzahl	i. v. Hdt.
1 Kind	9 580	20,3	3216	19,3
2 Kindern	14 121	29,9	4798	28,8
3 Kindern	10 194	21,6	3608	21,6
4 Kindern	5 815	12,3	2057	12,3
5 Kindern	3 206	6,8	1181	7,1
6 Kindern	1 826	3,9	715	4,3
7 Kindern	1 123	2,4	438	2,6
8 Kindern	642	1,4	313	1,9
9 u. mehr Kind.	738	1,6	358	2,1
Insgesamt	47 245	100,2	16 684	100,0

jeder frühestgeborene Student einer b a y e r i s c h e n Universität aus einer Familie mit durchschnittlich 3,04 Kindern kommt. Also 4% mehr Kinder in den Familien der Studenten an bayerischen Universitäten. 92,5%[20] aller an preußischen Universitäten studierenden Studenten waren Norddeutsche aus Hamburg, Bremen, Lübeck, Braunschweig, Mecklenburg oder Oldenburg und Preußen (89,3%), während nur 64,8%[20] der Studenten an bayerischen Universitäten Süddeutsche aus Bayern (58,1%), Württemberg und Baden waren. Die 3,4% der an preußischen Universitäten studierenden Süddeutschen aus Bayern, Württemberg und Baden vermögen kaum die Durchschnittskinderzahl der Familien zu erhöhen, deren Kinder an preußischen Universitäten dem Studium oblagen. Aber wohl vermögen die 28,8%[20] an bayerischen Universitäten studierenden Preußen oder Norddeutschen die Durchschnittskinderzahl der Familien herabzusetzen, die ihre Kinder 1933/34 an bayerische Universitäten geschickt hatten. Wenn nämlich an bayerischen Universitäten nur Bayern oder andere Süddeutschen und keine Preußen oder Norddeutschen studierten, dann würde sich die Durchschnittskinderzahl von 3,04 auf 3,09 Kinder erhöhen, also von einem Mehr von 4 auf 5,8%. Ist dieses Mehr von 5,8% aber auf die rassischen Unterschiede von Süd- und Norddeutschen zurückzuführen? Gehle müßte nach seiner Auffassung dies für sehr wahrscheinlich halten. Es ist aber sicher, daß bedeutend mehr Studenten aus Bayern und Süddeutschland vom Lande und bedeutend weniger aus Großstädten stammen, als das bei den Studenten der Fall ist, die Preußen sind, denn in Bayern z. B. sind 43,8% der berufstätigen Bevölkerung in Land- und Forstwirtschaft und 33,7% in Bergbau und Industrie beschäftigt, während in Preußen nur 22% in Land- und Forstwirtschaft, aber 41,3% im Bergbau und in der Industrie untergebracht sind. Nur 18,6% aller Bayern wohnten 1931 in Großstädten gegenüber 35,6% aller Preußen. Ohne Zweifel werden deshalb bedeutend mehr bayerische Studenten vom Lande

[20] Errechnet an Hand der Tabellen S. *19 der Deutschen Hochschulstatistik, Bd. 12.

und bedeutend weniger aus Großstädten stammen als in Preußen. Diese Momente erklären hinreichend das geringe Mehr von 5,8% Kindern in den Familien, aus denen bayerische Studenten des W. S. 1933/34 stammten. Auf Grund der Deutschen Hochschulstatistik läßt sich demnach nachweisen, daß rassische Unterschiede für den Willen zum Kind bei den Studentenfamilien belanglos sind. Eines wird aber auch durch den Vergleich zwischen preußischen bzw. norddeutschen und süddeutschen Studentenfamilien vollständig klar, daß rassische Unterschiede nie das Mehr von 50% Kindern bei den Theologenfamilien gegenüber den Familien der deutschen Studenten erklären können; denn nicht einmal dieses Mehr von 5,8% Kindern bei den süddeutschen Studentenfamilien muß auf rassische Unterschiede zurückgeführt werden. Damit aber sind Gehles gegenteilige Bedenken als unberechtigt erwiesen.

Gegen die Untersuchung Leclercs hat dann auch Wiegand einige Zweifel geäußert. Auch er meint, daß bei der Auswahl des Priesternachwuchses der Kinderreichtum bereits häufig Auswahlprinzip sei. Als wesentlichen Gesichtspunkt führt Wiegand in Sperrdruck den Gesichtspunkt der Begabtenauslese an. Er schreibt: „Es ist wohl anzunehmen, daß unter zahlreichen Geschwistern sich eher ein Junge findet, der den geistigen Anforderungen des Priesteramtes genügt als in kleineren Familien, wo die Begabtenverteilung auf viele Kinder in diesem Maße nicht vorhanden ist[21]." Aber Wiegand übersieht, daß Leclerc auf S. 20—29 seiner Schrift die Theologenfamilien immer wieder den Familien der deutschen Studenten gegenüberstellt, für die derselbe Gesichtspunkt der Begabtenauslese gilt. Wenn Wiegand meint, daß man nicht vergessen dürfe, daß durch die Einrichtung des „Priestersonntags" (gemeint ist wohl der „Priestersamstag". Der Verf.) die Einflußnahme auf die Eltern durch die Kirche in bezug auf die Stellung von Priesternachwuchs sehr stark ist, so hat er wohl nicht unrecht. Für die Theologen des Jahres 1934 kann dieser Einfluß aber noch nicht geltend gemacht werden, da der Priestersamstag in den deutschen Diözesen erst 1934 eingeführt wurde. Wiegand führt dann noch einen anderen Grund an, weshalb er meint, daß „eher ein Sohn aus kinderreicher Familie Priester wird, als ein Sohn aus kleiner Familie". Er schreibt: „Mit dem katholischen Priesterberuf ist ein Ausfall für die Erhaltung der Sippe verbunden, was ein junger Mann aus kleiner Familie seiner Familie zuliebe sicher weniger gerne auf sich nimmt als der Sohn kinderreicher Eltern, dessen Geschwister den Namensstamm erhalten" [21]. Man muß Wiegand zugestehen, daß der Gedanke der Erhaltung der Sippe einen jungen Mann abhalten kann, Priester zu werden. Aber dann fehlt die wirkliche Berufung zum Priesteramt. Andererseits darf man aber nicht glauben, daß man durch solche Einzelfälle den Kinderreichtum der Theologenfamilien in Vergleich mit den Studentenfamilien erklären kann. Nehmen wir z. B. die Studenten bäuerlicher Herkunft, die aus kinderarmen Familien stammen. Wenn der Bauer nur einen Sohn hat, der den Namensstamm erhalten kann, wird er ihn im allgemeinen überhaupt keinen akademischen Beruf ergreifen

[21] Wiegand: „Konfessionelle Bevölkerungsstatistik und Volksgemeinschaft" in den N. S. Monatsheften, 1937, S. 19.

lassen. Die Verbundenheit mit dem eigenen Grund und Boden wird ihn eben drängen, das von den Vätern ererbte Gut auch auf den einzigen Sproß zu vererben. Sobald aber zwei Söhne da sind, gilt der oben angeführte Grund nicht mehr. So sehen wir, daß die Rücksicht auf die Erhaltung des Namensstammes bei einem Vergleich zwischen den Familien der Theologen und Studenten bäuerlicher Herkunft kaum beachtet werden muß; denn hier geht die Rücksicht auf die Erhaltung des Namensstammes Hand in Hand mit der Rücksicht auf die Erhaltung des väterlichen Erbes. Diese Rücksicht muß aber hintangestellt werden, ganz gleich, welchen akademischen Beruf der Sohn ergreift. Trotzdem dieser Grund also praktisch für die Theologen und Studenten bäuerlicher Herkunft ausscheidet, haben die bäuerlichen Theologenfamilien doch im Durchschnitt wenigstens 40 % mehr Kinder als die entsprechenden Studentenfamilien. Dieses Mehr von 40 %, das angesichts der hohen Durchschnittskinderzahl von 4,61 lebenden Kindern in den bäuerlichen Studentenfamilien besonders gewertet werden muß, ist vorhanden, trotzdem die Rücksicht auf die Erhaltung des Namensstammes kaum je einen Bauernsohn abhalten wird, auf die Theologie zu verzichten und sich einem anderen akademischen Beruf zuzuwenden. Man darf deshalb ruhig folgern: Auch wenn in einigen Fällen Studenten aus kinderarmen nicht bäuerlichen Familien ob der Erhaltung des Namensstammes sich einer weltlichen Fakultät und nicht der Theologie zuwandten, so kann dieses kleine Mehr an kinderarmen Familien auf seiten der deutschen Studentenfamilien doch nicht die Tatsache erklären, daß die deutschen Studentenfamilien nach Beruf der Eltern aufgegliedert im Durchschnitt 50 % kinderärmer sind als die entsprechenden Theologenfamilien. Sowohl Gehle wie Wiegand übersehen bei ihren Bedenken, daß es sich darum handelt, ein Mehr von 50 % Kindern auf seiten der Theologenfamilien zu erklären und nicht ein Mehr von 5 bis 10 %.

Durch die bisherigen Ausführungen dürfte hinreichend nachgewiesen sein, daß weder Gehle noch Wiegand durch ihre Einwände die neuesten Beweise für die Konfessionstheorie zu erschüttern vermochten. Im 2. und 3. Teil wenden wir uns dann der Frage zu, ob man durch den Hinweis auf die katastrophale bevölkerungspolitische Lage Wiens und Österreichs oder auf besonders kinderreiche evangelische Bezirke innerhalb Deutschlands die Konfessionstheorie zu Fall bringen kann. (Fortsetzung folgt.)

„Lebendige Seelsorge"*

Von Domvikar Schlags, Trier.

Fragen von höchster Bedeutung umdrängen heute jeden Seelsorger. Alle Hilfe zu bieten, die heute von der Kanzel, im Unterrichte, am Krankenbett, im Verkehr erwartet wird, reichen die bisherigen Mittel und Kenntnisse nicht mehr aus. Der einzelne vermag heute kaum alles zu überschauen, was da zu tun und zu überlegen ist. Darum ist es sicher ohne weiteres zu begrüßen, wenn Spezialisten an die verschiedenen Fragen

* Wegweisung durch die religiösen Ideen der Zeit für den Klerus deutscher Zunge. Herausgegeben von Wendelin Meyer OFM. und Paschalis Neyer OFM. Erster Band. — Freiburg i. Br., Herder.

herantreten, wenn sie ihr Wissen und die Ergebnisse ihrer Forschungen und Studien unter dem Gesichtspunkte der heute notwendigen Seelsorge der Allgemeinheit zugängig machen.

Das ist der Gedanke, der das Buch: „Lebendige Seelsorge“ ins Dasein gerufen hat, und von dem jetzt der erste Band vorliegt. Siebzehn Fachgelehrte beleuchten, jeder auf seinem Gebiete, brennende Fragen der heutigen Seelsorge, geben Mittel und Wege an, wie die unveränderlichen Wahrheiten und Gnadenmittel des Christentums neu geschaut und ausgewertet und die Seelsorge auch in unserer Zeit lebendig gemacht und lebendig erhalten werden kann.

Die beiden Herausgeber der „Sanctificatio Nostra“ haben einen Mitarbeiterstab geworben, mit dem sie zielbewußt und erfolgreich an die schwierige Aufgabe herangetreten sind. Schon der erste Band kann, wenn auch nicht eine neue Pastoraltheologie, so doch eine vorzügliche Propaedeutik dazu genannt werden.

Die einzelnen Abhandlungen sind, ohne daß äußerlich eine Über- oder Unterordnung sichtbar wird, hintereinander gereiht. Aber alle dienen dem Thema: Lebendige Seelsorge. Die Einstimmung für das Ganze bietet P. Meyer unter der Aufschrift: „Seelsorge aus tiefreligiöser Schau“ (S. 1—21). Der Orientierung und Charakterisierung unserer Zeitlage dienen die Abhandlungen von Professor Wust über den Stand der heutigen Philosophie (S. 22—42) und die von Prof. Steinbüchel über „Die religiöse Situation der Zeit“ (S. 43—77). Das Bild der Zeitlage wird vervollständigt durch eine klar umrissene Schilderung des Bolschewismus von Prof. Algermissen (S. 314—339), des Bolschewismus, der mit seinen Ideen ja auch unsere Seelsorge bedroht, und für dessen Bekämpfung die politischen Mächte keinen besseren Bundesgenossen und Helfer haben können, als eine lebendige christliche Seelsorge.

Unter den unmittelbar praktischen theologischen Themen ist wohl das wichtigste die Behandlung der Dogmatik von Prof. Schmaus (S. 133—166). Große Bedeutung hat heute auch wieder die Heilige Schrift. Darüber belehrt uns A. Stonner (S. 108—132). Die Bedeutung der Apologetik behandelt P. Kösters SJ. (S. 78—90), weist ihr aber auch ihre Schranken nach. Für die liturgische Bewegung bietet Dr. Söhngen grundlegende Gedanken (S. 167—181). Ein Fachmann ersten Ranges, Prälat Donders, gibt uns Anweisungen über moderne Kanzelberedsamkeit (S. 198—206).

Als Ergänzung zu den Ausführungen von Schmaus dürfen wir wohl die Abhandlung von Prof. Grabmann über die „Theologische Synthese“ bezeichnen (S. 91—107), die in den ersten Teilen sich mehr an die Wissenschaftler wendet, im dritten Teile aber recht praktische Winke gibt.

Wichtige Fingerzeige für die heutige Seelsorge geben sodann die Ausführungen von P. Chr. Schulte über die aktuellen „Psychologischen Forderungen“ (S. 258—272) und die von P. Breitenstein über „Bevölkerungsgliederung und Seelsorge“ (S. 275—293). Sein offener Blick und die statistischen Zahlen zeigen uns: Wir stehen „in einer neuen Passio D. N. J. Chr. — nicht des historischen Christus, sondern des mystischen, des in der Kirche fortlebenden Christus“ (S. 293). Daraus ergeben sich „Aufgabe und Gabe der seelsorgenden Kirche“ (ebda.).

Katholische Aktion, hüben wie drüben immer noch vielfach mißverstanden und geschmäht, ist heute eines der wesentlichen Erfordernisse der Seelsorge. Was Prof. Linus Bopp unter „Kirchwerdung des Volkes und Volkwerden der Kirche“ schreibt (S. 207—229), ist entweder schon katholische Aktion oder liegt auf dem Wege dazu. Wegen der Wichtigkeit gerade dieser Frage übernimmt es der zweite Herausgeber des Buches, ganz ausführlich darüber zu schreiben (S. 230—257) unter der Aufschrift: „Das geistig-religiöse Gesicht der Katholischen Aktion und ihre lebendige Erfassung durch den Klerus.“ Seinen Ausführungen liegt folgender Plan zugrunde:

A. Die KA, das Königsproblem unserer Tage, ihre Notwendigkeit und die Verpflichtung, die sie dem Klerus auferlegt (S. 230—236).
B. Idee und Struktur der KA. (S. 236—243).
C. Die Aufgaben des Klerus „der actio catholica generalis und specialis gegenüber“ (S. 243—248).
D. Franz von Assisi, der Patron der KA. (S. 248—256).

Uns interessiert vor allem die Behandlung der Frage: „Welches ist ihre Idee und ihre Struktur?“ (S. 236). Hier erwartet man die vielfach bisher noch vermißte Klarheit über das Wesen der KA. Obschon der Verfasser „nach dem Grundsatz: „Qui bene distinguit ...“ (S. 236/7) vorgeht und uns drei Sperrdrucke: „1. Actio“, „2. Actio Catholica“, „3. Actio catholica generalis — actio catholica specialis“ in die Augen springen läßt, wird diese Klarheit nicht erreicht. Der Verfasser hat sich in der ganzen Abhandlung durch seine erstaunliche Belesenheit allzusehr zum Zitieren verleiten lassen. Dadurch bietet er uns ja manche schöne Blüte — Poesie und Prosa — aber die „allseitige und tiefe Kenntnis der Katholischen Aktions-Idee“ (S. 243), die er auch selbst für notwendig hält, wird dadurch nicht in dem gewünschten Maße gefördert. Die etwas ausgiebige Behandlung seines Ordensstifters als Patron der KA. (sieben und eine halbe Seite) wollen wir dem Sohne des hl. Franz von Assisi gerne zugute halten. —

Neben all diesem lernen wir auch die nicht direkt theologischen Wissensgebiete im Dienste der Seelsorge würdigen und auswerten. Die Geschichte: Dr. Fels entwickelt „Die katholische Erneuerung vor hundert Jahren in ihrer Bedeutung für die Gegenwart“ (S. 340—368). Erzbischof Gröber weist uns hin auf den teilweise überraschend großen „Wert der religiösen Kunst für die Neuchristianisierung des Volkes“ (S. 182—197). Was „Katholische Buch- und Literaturpflege“ heute für eine geradezu „schicksalhafte Bedeutung“ hat, beweist sehr eindrucksvoll P. C. Schroeder (S. 294—313).

Das ist eine gedrängte Übersicht über den ungewöhnlich reichen Inhalt des Buches. Verfasser, Herausgeber und Verlag haben sich damit wirkliche Verdienste um die Seelsorge erworben. Alle Abhandlungen im einzelnen eingehender zu würdigen, müssen wir uns hier versagen. Um aber zu zeigen, daß das Buch jedem Leser Außergewöhnliches zu sagen hat und ernstes Studium verdient, wollen wir wenigstens den Leser mit einer kleinen Auswahl der Abhandlungen etwas näher bekanntmachen, um so den Freundeskreis des Buches zum Nutzen der Seelsorge zu erweitern.

Einleitung von P. W. Meyer. Seelsorge aus tiefreligiöser Schau. Um aus der „Ratlosigkeit“ der Gegenwart zu der „klaren Erfassung der Zeitlage“ zu gelangen, müssen wir „schon zur Tiefe der christlichen Philosophie, der Theologie und der Weltbetrachtung vorstoßen“. Nur so gewinnt der Seelsorger die notwendige „Sicht in die strahlenden Weiten der göttlichen Gedankenwelt“ und damit „jene religiöse Überzeugung, Ergriffenheit und Freude, ohne die kein Priester wesentlich in den Lauf der Dinge eingreifen wird“ (S. 1).

Von diesem Gesichtspunkte aus ist Seelsorge für P. Meyer:

I. Die Glaubensunterweisung im Religionsunterricht (S. 1—8),
II. Vermittlung übernatürlichen Lebens (S. 8—14),
III. Pflege dieses übernatürlichen Lebens (S. 14—21).

Ad I. Religionsunterricht ist in seinen Augen „wesentlich freudige Bejahung dessen, was Gott erschaffen hat, was er täglich und stündlich durch seine Allmacht erhält, was er mit seinem Geiste wie mit einem seelenvollen Gottesodem erfüllt“ (S. 7). Diese Glaubensunterweisung bedarf der Methode. Die Grundmethode dafür findet sich „im trinitarischen Leben ... vorgezeichnet ... Sie läßt sich mit den drei Worten wiedergeben: Lebendigkeit, Klarheit und Liebe“ (S. 4). „Betendes, kniendes Denken“ sind für die Vorbereitung auf diese Unterweisungen unerläßlich notwendig (S. 3).

Ad II. Übernatürliches Leben vermittelt die Seelsorge, „indem sie zunächst dem Volke den historisch biblischen Christus predigt“ (S. 9 f.) und dann „den Gläubigen besonders im eucharistischen Christus die Fülle des Lebens“ schenkt (S. 11), und endlich, indem sie „den mystischen Christus verkündet“ (S. 12—14).

Ad III. Wie hiermit dann „gleichzeitig die Pflege des übernatürlichen Lebens einsetzen“ muß, zeigt der dritte Teil (S. 14—21). Hier entwickelt P. Meyer in großen Zügen das Programm des ganzen Werkes. Ein Teil der im ersten Bande behandelten Stoffe wird hier in seiner Bedeutung gekennzeichnet. Wir können aber auch schon Schlüsse ziehen auf das, was wir in den folgenden Bänden zu erwarten haben. Eins betont P. Meyer vor allem: Die Sanctificatio nostra. „Wir werden vergeblich um das Wachstum des übernatürlichen Lebens in den Gemeinden kämpfen, wenn wir nicht bei uns selber beginnen“ (S. 17). Und weiter: Die heutige Seelsorge verlangt „den Einsatz der ganzen Persönlichkeit“ (S. 21). Notwendig ist „die Umstellung von der ruhigen, gewohnten Seelsorge auf eine die totale Priesterpersönlichkeit einbeziehende Tätigkeit“. Wir müssen gewillt sein, „alles daran zu setzen, um das katastrophale Ende vieler religiös gefährdeter Menschen zu verhindern“ (S. 21).

Liturgie.

Die Neubeseelung des Gottesdienstes vom Liturgischen her gesehen. So überschreibt Dr. Söhngen seine Abhandlung. Er teilt sie in vier Abschnitte.

1. Seelsorge und Kultgemeinschaft (S. 167—169).
2. Geheimnis der Gottesnähe (S. 169—172).
3. Geheimnis des Gotteswortes und Gottesgeistes (S. 172—175).
4. Geheimnis der sakramentalen Christusnachahmung (S. 175—181).

Eine Bemerkung dürfen wir hier wohl einschalten. Innerhalb der litur-

gischen Bewegung ist es stellenweise zu Übertreibungen und Auswüchsen gekommen, die den Bischof Gföllner von Linz a. d. Donau zu scharfer Stellungnahme veranlaßten[1]. Wo die Liturgie nach den hier aufgestellten Grundsätzen gepflegt wird, die auch den liturgisch Bewegten nicht überall bekannt zu sein scheinen, muß Gebet und Gottesdienst der Kirche eine immer größer werdende Segensquelle für alle werden. Diese positiven Darlegungen Söhngens sind auch der beste Schutz gegen Abirrungen.

Ad 1. Zunächst entwickelt und begründet der Verfasser seine Definition von Seelsorge. „Christliche Seelsorge ist die Sorge, daß die Menschen durch die wahre Gottesanbetung im Geiste und in der Wahrheit (Joh. 23/4) geheiligt werden und das ewige Heil erlangen" (S. 168). „Das Heil unserer Seelen, für das wir und unsere Seelsorger zu sorgen haben, besteht in der Heiligung unserer Seelen. Geheiligt werden wir jedoch immer nur so, daß Gottes Name geheiligt werde" (S. 167).

Ad 2. Die „Wesensgegenwart Christi" „auf dem Altare und im Tabernakel" und „in der Kommunion" macht das katholische Kirchengebäude wahrhaft zum Hause Gottes und die katholische Kirchengemeinde wahrhaft zum Volke Gottes (S. 169).

Zu dieser Wesensgegenwart kommt die „geistig-wirksame Gegenwart Christi", in der er unter uns zu sein versprochen hat, wenn zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind (Matth. 18. 20). Aber diese „Geistige Gegenwart Christi durch den Glauben und die wesenhafte Gegenwart Christi im Sakramente bilden eine geheimnisvolle Einheit" (S. 170/1). Und auf die Frage, „was den katholischen Kultraum geistig zum Hause Gottes gestaltet", muß darum die Antwort lauten: „Die Eucharistie auf dem Altare und die sich um den Altar versammelnde Gemeinde, beide zusammen. Denn in beiden ist der Herr wirklich und lebendig gegenwärtig... Beide zusammen bilden den ganzen Christus: Haupt und Leib..." (S. 171/72).

Ad 3. Hieraus ergeben sich Folgerungen. Weil wir selbst „mitten im steinernen Kultbau das lebendige Zelt, der Leib des Herrn sind", so sind wir „herausgerufen aus der Welt unter das Wort des Herrn. Wo aber das Wort des Herrn den Raum erfüllt, da ist der Geist des Herrn lebenspendende Gegenwart. ... Wo das Wort Christi innerlich vernommen wird, da wird Christus selbst aufgenommen durch den Glauben. .... Von hier aus verstehen und lernen wir es schätzen, daß liturgisches Beten ... aus dem Worte Gottes schöpft und lebt und so Gott lobt und bittet mit seinem Worte, das er selbst uns in Herz und Mund legt, z. B. in den Psalmen. Die betende und singende Gemeinde soll in jenem göttlichen Raume stehen und denken, den das Mysterium des Gotteswortes ausbreitet und erfüllt" (S. 173).

Bei diesen Gedanken und Erwägungen läßt sich nun auch „schlicht und eindringlich" die „Pfingstbotschaft" ... verkündigen und verständlich machen" (S. 174). „Die Liturgie des Kirchenjahres versteht die Pfingstbotschaft, wenn sie diese in der Linie der Osterbotschaft darstellt und Pfingsten als die zweiten roten Ostern feiert. Denn Auferstehung Christi und Sendung des Heiligen Geistes sind beide... die

[1] Diözesanblatt, 1937, Nr. 7.

Frohbotschaft von der lebendigen Gegenwart des auferstandenen und erhöhten Herrn durch seinen Geist ...“ (S. 175).

Ad 4. In der Liturgie finden wir die tiefere Erklärung des Pauluswortes: Nun lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir (Gal. 2, 19), des Pauluswortes, das im Epheserbrief und im Römerbrief seine weitere Ausdeutung findet. Es ergibt sich daraus „für den christlichen Kult, insbesondere für die Gedächtnisfeier des Opfertodes Christi“ folgendes: Wir feiern die Heilsgeheimnisse nicht allein dadurch, „daß wir an sie denken und sie fromm betrachten“. „Unsere Feste und Festzeiten sind gewiß mehr als geschichtliche Gedenktage.“ Wir feiern „die Heilstaten Christi durch ein Gedächtnis, das vom lebenschaffenden Geiste (1. Kor. 15, 45) des Herrn erfüllt ist. Die wahre Gottesanbetung ... geschieht durch die Nachahmung Christi und seines Heilstuns, daß so unser Tun zu unserem Heile wird“. „Und diese Nachahmung Christi und seines Heilstuns ... ist unser geistiger Gottesdienst“ (S. 176/77).

Dann führt der Verfasser aus, wie die „sakramentale Nachahmung Christi und seines Heilswerkes“ „äußerlich sichtbar und innerlich wirksam“ durch die sieben Sakramente geschieht (S. 178—181). Aus der Liturgie von Ostern und Pfingsten, den großen Tauftagen der Alten Kirche, und von Epiphanie, dem großen Tauftage des Morgenlandes, muß uns klar werden, was Taufe heißt. Die Firmung ist „unsere Weihe durch den Heiligen Geist zur heldischen Zeugenschaft ... die Vollendung der Taufe“. — In der Feier der Eucharistie sollen die Gläubigen „wissen und erleben, daß sie durch den Dienst des Priesters am Altare sakramental mittun und mitopfern mit Christus, dem Gekreuzigten“. — Die Nachahmung Christi wird uns klar, wenn wir im Sakramente der Buße den „Sühnetod Christi an uns dargestellt“ sehen „als gnädiges Gericht über uns Sünder“, und im Sakrament der letzten Ölung den „Todeskampf Christi“ „als unsere Aufrichtung für den Endkampf“. In der Ehe wird die „unlösliche Verbindung in Christo und seiner Kirche“ dargestellt, wie in der Priesterweihe „das Blutopfer Christi“ an den zu Weihenden „als deren besondere Prägung zum Dienst in und an der Kultgemeinschaft“.

Das große Ergebnis aus diesen Erwägungen ist dies: „Unser Gottesdienst in Gebet und Arbeit ist Christi Beten und Tun in uns durch seinen Heiligen Geist. Unsere Freude am Kult und seinen Feiern ist kein menschliches Gefühl ... unsere Freude im Dienste Gottes ist Christusfreude, nämlich quellend aus dem göttlichen Werke ... mitten in der Mühsal und Erbärmlichkeit des Alltags ... Und weil Christusfreude, darum ... Freude der Kirche und unsere freudige Teilnahme an der Christusfreude der Christusgemeinschaft.“ (S. 181.)

Dogmatische Schulung.

Prof. Schmaus teilt seine Abhandlung in fünf Teile, deren Inhalt wir wohl wie folgt kennzeichnen dürfen:

I. Notwendigkeit der besonderen Schulung (S. 133—137).
II. Was wir mehr, was wir weniger betonen sollen (S. 137—152).
III. Wie sollen wir uns für dieses Lehrfach befähigen? (S. 152/3.)
IV. Die äußeren Formen der Belehrung (S. 154—157).
V. Die Themenkreise und die Art ihrer Behandlung (S. 157—165).

Ad I. „In breiter Front“ sind die „Widersprüche gegen das Christentum“ herangewachsen, „nicht von gestern oder heute“. „In den Tagen des Humanismus und der Renaissance“ begannen die „Versuche, Freiheit von Gott zu gewinnen, mit einem steilen und jähen Absturz in die Abgründe menschlicher Unfreiheit und Würdelosigkeit endeten“ sie (S. 134). Aber es vollzieht sich auch „ein neuer Aufbruch zum Christentum“. „In vielen Köpfen und, was weittragender ist, in vielen Herzen ist ein Hunger und ein Durst nach ... der Offenbarung des lebendigen Gottes entstanden“ (S. 135). Wir würden da vor Gottes Gericht als Versager in einer großen durch die Vorsehung uns zugewiesenen, mit Entscheidungen für Jahrhunderte geladenen Zeit enthüllt werden“ (S. 136), wenn wir nicht den „unmittelbar göttlichen Auftrag“ erfüllten: Gehet hin und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen.

Ad II. Vier Fehler sollen wir meiden und vier Rücksichten besonders beachten:

1. Wir sollen „die gesamte Offenbarung in ihrer unverkürzten Inhaltlichkeit“ verkünden, dürfen uns nicht „auf sogenannte praktische Wahrheiten“ beschränken (S. 137). „Das heutige Streben nach Ganzheit, nach Echtheit und Ursprünglichkeit“ (S. 139) muß erfüllt werden. Wir unterschätzen zu leicht die Aufnahmefähigkeit unserer Zuhörer und „übersehen, daß in ihnen der Heilige Geist wirkt. Ja, unser Wort hat überhaupt nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn es sich mit der im Innern des Hörers vollziehenden Tätigkeit des Heiligen Geistes verbindet“ (S. 140).

2. „nicht erstlich Apologetik, sondern Dogmatik.“

Die Apologetik ist ein Cicerone, der einem den Weg in den Dom auf „vielen gewundenen Pfaden führt“, mir aber von den Herrlichkeiten des Innern nichts zu verraten hat (S. 142). Und gerade diese innern Herrlichkeiten sind doch das wichtigste. Und darum ist „die Aufzeigung der Glaubenswahrheiten und ihre Abgrenzung gegen Mißverständnis und Irrtum die beste Verteidigung“ (S. 143). Übrigens: Wir sollen die Welt für das Reich Christi erobern. Aber „mit bloßer Abwehr wird nichts und niemand erobert“.

3. „Nicht erstlich Sittenlehre, sondern wiederum Dogmatik“ (S. 146). „Über das vierte, fünfte, sechste, siebte, achte Gebot könnte ein Stoiker, ein edler Heide ebenso predigen, wie wir manchmal darüber sprechen.“ „Die Forderungen des Christentums“ müssen als „Folgerungen aus unserer Christusverbundenheit, aus unserem in der Taufe begründeten Christenleben hingestellt werden“. „So begründete Paulus die christlichen Imperative.“

4. „Die Offenbarung muß verkündet werden in der Weise der Zeit“ (S. 147—152). „Der Zuhörer, der vor uns steht, muß sich in seinen Zweifeln oder Schwierigkeiten, verstanden, ernst genommen und angesprochen fühlen“ (S. 148). „Echtheit, Knappheit, Klarheit, Lebensnähe, Zeitnähe“ sind Erfordernisse einer wirksamen Predigt. Mit offenem Freimut klagt Schmaus über die vielen, die den Anforderungen des Heute „nicht ganz gewachsen“ sind (S. 150) und „die großen geistigen und religiösen Entscheidungen der Zeit noch nicht wahrgenommen“ (S. 150/1) haben. Auch scheut

er sich nicht zu sagen: „Es fehlt der Predigt noch vielfach der Ernst der persönlichen Religiosität" (S. 151). Zur Hebung dieser Mängel gibt er sehr beachtliche Winke.

Ad III. Die Befähigung und Vorbereitung für dieses Lehrfach stellt große Anforderungen. „Dogmatische Selbstschulung" ist natürlich Grundbedingung (S. 152). „Es bedarf des steten Ringens und Arbeitens" (S. 153). „Von der Verpflichtung, immer tiefer in die Welt des Glaubens einzudringen, dispensiert nichts" (S. 153). Es ist besorgniserregend, wenn „wir nicht die nötige Zeit und Kraft aufbringen, um der Stille und Einsamkeit standzuhalten, welche ein auf dem Tisch liegendes dogmatisches Lehrbuch, eine Ausgabe der Schrift oder eines Kirchenvaters um sich verbreitet und ihren schweigenden Worten uns betrachtend hinzugeben" (S. 153).

Ad. IV. Unter den äußeren Formen der Belehrung sind natürlich Sonntagspredigt und Religionsunterricht „von einer nicht zu überschätzenden Wichtigkeit" (S. 154). Hier sollten vor allem die „Zusammenhänge der Glaubenswahrheiten ... herausgearbeitet werden" (S. 154). Intellektualistische Unterweisung verdränge oft die „religiöse Erziehung". Großen Wert legt Schmaus auf die „dogmatisch-liturgische Erklärung der Tagesmesse" (S. 154).

Als „weitere Gelegenheiten" für diese Schulung behandelt Schmaus Heimabende, Missionen, eigne Kurse, Hausbesuche, briefliche Belehrung, kleine Zirkel. Gelegenheit zur Aussprache, Erziehung zur Selbständigkeit sind besonders notwendig. Sehr wichtig ist auch die „theologische Schulung der Frau" (S. 156). Hervorgehoben werden auch die Dienste, die „die Büchereien an Kirchentüren und die Bücherautomaten" leisten (S. 156/7).

Ad V. Im letzten und wichtigsten Abschnitte drängt der Dogmatikprofessor die Grundwahrheiten der Glaubenslehre — in übersichtlicher Synthese — auf sieben Seiten zusammen als „allgemeinen Hinweis auf die „Themenkreise" und „in etwa auch auf die Art ihrer Behandlung" (S. 157). Er gruppiert alles um „das mittelste Geheimnis des Glaubens", die „Erlösung durch Jesus Christus", um das ja auch „der heißeste Kampf tobt". Dies Geheimnis begründet die „Größe und Würde" des Menschen, fordert „seine Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit, seinen Mut und seine Tapferkeit" heraus, verlangt einen „täuschungsfreien Blick auf die menschliche Wirklichkeit, die sich dem nüchternen Geiste als eine schuldverfallene auf Schritt und Tritt enthüllt" (S. 157). Die weiteren Ausführungen müssen wir wohl dem Studium des Lesers überlassen. Schmaus fügt seiner Abhandlung eine reichliche Literaturangabe bei.

Kurze zeitgemäße Homiletik von Donders (S. 198—206).

Nur wenige Confratres werden die Zeit haben, das große (und etwas teure) von P. Longhaye SJ. verfaßte und von Pfarrer Otto Miller mit vielfach köstlicher Laune bevorwortete Werk „Die Predigt" zu studieren. Aber die neun Seiten, in die hier ein Gelehrter und zugleich praktischer Prediger (Domprediger in Münster) eine zeitgemäße Homiletik zusammendrängt, möchte man doch gerne jedem als Pflichtlektüre auferlegt sehen, der die Kanzel zu besteigen hat.

Fünf Imperative hält Donders dem Prediger von heute vor:

1. Predige aus den Tiefen der Heiligen Schrift und Liturgie, im engen Anschluß an das Mysterium. — „Denn unsere Predigt ist ja zumeist in die Feier der heiligen Geheimnisse eingebaut ... sie hat von da schon die nächste Aufgabe, die Liturgie zu erklären und zu vertiefen ...“ (S. 198.)

2. Predige die Grundwahrheiten des Christentums — „gegenüber der mannigfachen Begriffsfälschung oder der Unterhöhlung oder der Umfüllung alter christlicher Begriffe: Gott — positives Christentum — Sünde — Erlösung — Fortleben — arteigene Religion“. (S. 199.)

3. Predige aus den Tiefen der eigenen Seele — das in dir lebendig gewordene Wort Gottes. (S. 200—202.) „Im Prediger muß Gottes Wort zuvor Gestalt angenommen haben.“ ... „Maria conservabat omnia verba haec, conferens in corde suo.“ ... „Drei Tage im Bergwerk — drei Tage im Münzwerk.“ . . . „Wir verteidigen zu viel (cfr. Schmaus) . . . Christus und seine Glaubenswahrheiten, sie allein in ihrer Geschlossenheit und Einheit erklären den Sinn des Menschenlebens, lösen seine tiefen Rätsel, machen das Leben uns lebenswert und den Tod zu einem Gewinn.“ „Nach dieser Gotteswahrheit hungern die Menschen heute.“ „Wie hat ein Augustin den Fischern von Hippo über die Trinität wirklich hoch gepredigt! Und sie folgten ... in höchster Spannung. Hernach setzten sie auf der Straße den Disput über die Lehre und die Irrlehre der Zeit fort.“ (S. 201.) Was Donders zu diesem Punkte noch andeutet, finden wir bei Schmaus bestätigt und weiter ausgeführt.

4. Predige aus der Zeit und in der Sprache der Zeit. — „Wir predigen ... für das ‚Heute‘: also müssen wir die Menschen von heute kennen, beobachten, uns in sie hineindenken, ihren Ängsten und Sorgen nachspüren, ihre Lebensprobleme mit ihnen durchdenken.“ (S. 202.) „An sich ist die Predigt ein Monolog . . . Machen wir sie zum Dialog.“ (S. 203.) Hier verstärkt auch Donders die Mahnung von Schmaus: Nicht erstlich Sittenlehre! „Nicht das stete Du sollst!“ ... „Nur eine gediegene psychologische Begründung des Sittengesetzes Gottes“ kann den Zuhörer zur Überzeugung bringen: „Ich darf den Willen Gottes erfüllen“, — und zu dem Entschluß: „Ich will ihn erfüllen!“ (S. 203.) Und das ist wichtig „zu einer Zeit, deren ärgste Sünde diese stete Leugnung der Sünde und Erbsünde ist“. (S. 203.)

5. Predige das lebendige Christentum, das mitten im Leben steht. — „... Die religiösen Wahrheiten müssen zentral mitten ins heutige Leben der Arbeit, der Technik, der Betriebe hineingestellt werden. Wie vieles hätte die Kirche heute den suchenden, ringenden Menschen zu geben!“ „Wer dem christlichen Volke die Religion nehmen will, der müßte ihm auch die Not, das Leid, die Schuld, besonders aber den Tod nehmen.“ (S. 204.) „Umgekehrt: Wieviel Segen schöpft das Volks- und Völkerleben aus den Tiefenkräften der Religion!“ (S. 204.) Auch Donders tritt einem Zuviel an Apologetik entgegen. „Bloße Verteidigung des Christentums ist zu wenig. Wir müssen es zum Sieg und Triumph bringen, müssen es mitten ins Leben hineinpredigen und hineinstellen: Lasset euer Licht leuchten ...“ (S. 205.)

Ein Wort zum Thema: Männerseelsorge. „Es gilt insbesondere, die Männer heute wieder fest mit Christus und der Kirche zu verbinden ... Die Kirche kann stets nur gewinnen, wenn sie eine Sprache spricht, die dem Manne imponiert ... Die Predigt muß die Männer stolz machen auf ihre Kirche, ihnen jenen hohen, heiligen katholischen Stolz einimpfen, der sie immun macht gegen die Ansteckungs- und Vergiftungsgefahren der Welt.“ (S. 205.)

Eine wichtige Erwägung zum Schluß: „Alle diese Aufgaben lassen sich heute nur erreichen, wenn die Predigt auch in der Form die Menschen anzieht, sie aufhorchen macht, in und bei der Verkündigung mit ihnen eine Überlegung anstellt, wie sie im Glauben und aus dem Glauben leben und wirken können, so daß ihnen in Wahrheit die Predigtstunde auch eine innerste seelische Arbeit bedeutet, von der sie hernach mit reichem Gewinn und tiefem Troste heimgehen. Die Predigt am Sonntag muß ihnen eine Kraftquelle für die sechs Wochentage der Arbeit sein und bleiben.“ (S. 206.) — —

Soeben kommt mir eine kurze Besprechung des Buches zu Gesicht. Sie zählt, abgesehen von der Liste der Mitarbeiter, fünf Zeilen. Sie bezeichnet „das gegenwartsnahe Buch“ als „hochbedeutsam für die Leiter von Pastoralkonferenzen“. Gewiß, denen kann es ihre Arbeit ganz wesentlich erleichtern. Auf keiner Pastoralkonferenz wird man auch versäumen, auf das Buch hinzuweisen. Aber es wäre schade, wenn man sich nur durch andere über das Buch und seinen Inhalt unterrichten lassen wollte. Es mag ruhig einmal für längere Zeit neben dem „dogmatischen Lehrbuch und der Ausgabe der Heiligen Schrift“, von denen Schmaus (S. 153) gesprochen hat, auf dem Tische seinen Platz finden. Je häufiger es aufgeschlagen und benutzt wird und wie ein mir bekanntes Exemplar rote und blaue Striche bekommt, je mehr wird es für „lebendige Seelsorge“ wirken, zumal sein „sieghafter Optimismus“, den auch die genannte kurze Rezension hervorhebt, sich sicher auf jeden Leser überträgt.

Eine untergegangene Muttergottes-Wallfahrt der Diözese Trier

Von Dechant i. R. J. Wagner, Lehmen a. d. Mosel.

Zwei ganz hervorragende Kirchenfürsten besaß das Erzbistum Mainz um das Jahr 1000 nach Chr. als Oberhirten, die auch beide als Heilige verehrt werden und Apostel der Nahegegend geworden sind: Willigis, 975 bis 1011, der Erbauer des ersten Mainzer Domes und vieler Kirchen an der Nahe, und Bardo (1030 bis 1051), der Konsekrator des neuen Mainzer Domes (1038), der Erbauer des ersten Benediktinerklosters St. Jacob in Mainz, da er selbst Benediktiner war, ferner der ersten Klosterkirche auf dem Feldberg in Sponheim. Als ausgezeichneter Prediger erhielt er den Namen ‚Chrysostomus‘ und liegt als deutscher Reichskanzler und erster Mainzer Erzbischof im heutigen Dom zu Mainz begraben.

Dieser bedeutende Kirchenfürst, ein Verwandter der Kaiserin Gisela,

hat vermutlich an der Nahe auch eine Felsenkirche bzw. deren Altar konsekriert, die heute zum Bistum Trier gehört, aber leider ganz in Vergessenheit geraten und kaum noch bekannt ist: die sog. Eremitage, ehemals St. Anthes oder St.-Antonius-Klause geheißen, bei Bretzenheim an der Nahe, noch im 18. Jahrhundert ein viel besuchter Wallfahrtsort. Die uralte Felsenhöhle war unzweifelhaft von römischen Soldaten des 2. oder 3. Jahrhunderts als Mithrastempel zuerst angelegt und ausgebaut worden. Das ergibt sich aus den heute zahlreich vorliegenden Beschreibungen der alten Mithräen, die alle in geradezu auffallender Weise auf diese Höhle zutreffen[1]: der Vorraum, die Stufen aus dem Pronaos in das Heiligtum, die Steinsitze an den Wänden, der Altar, auf dem einst das Götterbild des stiertötenden Mithras thronte, die Größe des Speläums, die unterirdische Höhle für die Prüfung der neu Aufzunehmenden; alles das ist heute noch erhalten; nur das Götterbild fehlt und ist längst vernichtet. — Es scheint, daß schon die ersten christlichen Glaubensboten, die nach der Völkerwanderung aus Irland hierhin an die Nahe kamen, aus dieser Höhle eine christliche Kirche hergerichtet haben. Lesen wir doch, daß St. Disibod, St. Goar, St. Castor, St. Paulus bei Trier, die Brüder Beatus und Banthus u. a. alle zunächst ein Einsiedlerleben führten und den sich um sie sammelnden Heiden das Evangelium verkündeten[2]. Leider wissen wir den Namen des Glaubensboten nicht mehr, der sich unsere alte Mithrashöhle zu seinem Aufenthaltsort erwählte; ziemlich sicher aber ist es, daß von hier aus die Bewohner des Guldenbachtales dem Christentum zugeführt wurden. Aus den uns noch erhaltenen Urkunden geht hervor, daß sich erst im 9. und 10. Jahrhundert hier und in der Umgegend größere christliche Gemeinden bildeten, denen eine eigene Seelsorge gegeben werden konnte. In der genannten Höhle hat man im Jahre 1716 einen längst vergessenen Altar aufgefunden, der — nach der Aufschrift auf dem im Altar eingeschlossenen Bleikästchen mit Reliquien — im Jahre 1043 konsekriert war. Diese Konsekration aber fällt in die Regierungszeit des Mainzer Erzbischofs Bardo, zu dessen Territorium jene Gegend gehörte, und ist also wohl von ihm selbst vorgenommen worden. Auch der Bau des sehr alten, schönen Turmes der Pfarrkirche in Münster bei Bingen fällt in jene Zeit; denn er trägt eine Jahrzahl, die auf die Errichtung und Konsekration durch den hl. Erzbischof Bardo von Mainz hinweist. Es entstanden also um diese Zeit in der Nähe jener Höhlenkirche schon Pfarrkirchen, so daß alsbald die kalte und feuchte Höhlenkirche aufgegeben wurde. Aber Einsiedler und ein Gnadenbild dürften in der Höhle geblieben sein; denn als sie im Jahre 1567 durch einen Wolkenbruch gänzlich verschüttet wurde und damit ganz in Vergessenheit geriet, zumal unterdessen ein großer Teil der Umgegend protestantisch geworden war, fand man bei der Aufräumung im Jahre 1716, daß vor der Felsenkirche eine Kapelle gebaut gewesen, aber völlig zerstört war.

Mit der kurkölnischen Herrschaft Bretzenheim waren in jener Zeit

---

1 Vgl. Bonner Jahrb. 108, 26 ff.; ferner Trier. Landeszeitung v. 23. 11. 1924: Loeschke, Altertumsfunde. —

2 Gesta Trever. I. Cap. 37.

die katholischen Grafen von Velen belehnt (1642 bis 1733). Sie hatten um 1716 in Bretzenheim einen Amtmann Streitt, der sich sehr für die alte Eremitage interessierte und die uralte Wallfahrt, die einst hier bestand, wieder ins Leben zu rufen suchte. Ein Originalbericht desselben über diese Wallfahrt ist dem Verfasser dieser Zeilen in den Nachlaßpapieren des Koblenzer Herrn v. Stramberg, Verfassers des Rhein. Antiquarius, in die Hände gefallen. Aus demselben geht hervor, daß anfangs die Franziskanerpatres von Kreuznach sich dieser Wallfahrt annahmen und daß vor allem die Gräfin Maria Charlotte v. Velen, geb. v. Merode, dafür sorgte, daß an jedem Samstag Gottesdienst in der wieder aufgeräumten und hergerichteten Felsengrotte gehalten wurde. Und schon fanden sich auch wieder große Prozessionen am Fest Mariä Heimsuchung hier ein, zumal der Hl. Vater im Jahre 1718 den Teilnehmern an dieser Wallfahrt einen vollkommenen Ablaß bewilligt hatte. Sechs Prozessionen trafen 1719 ein, aus Roxheim, Waldhilbersheim, Heddesheim, Langenlonsheim, Bretzenheim und Winzenheim mit insgesamt ungefähr 4000 Pilgern. Im Jahre 1720 waren deren noch mehr, und es wurden über 900 Kommunionen hier ausgeteilt. Auch zwei wunderbare Krankenheilungen werden aus diesen Jahren berichtet. Eine adelige Frau v. Vette von jenseits der Nahe machte am Sterbelager ihres Kindes das Gelübde, dieses Kind auf ihren Armen nach der Felsenkirche tragen zu wollen, um Gott zu danken, wenn er es nicht sterben lasse. Noch in derselben Nacht seien die blutigen Geschwüre vom Leibe des Kindes abgefallen und dieses vollkommen gesund gewesen. Ebenso wurde nach einem gleichen Gelübde das auf den Tod kranke Kind des Hochfürstl. Markgräfl. Badischen Amtmanns Kreß von Sprendlingen plötzlich geheilt. Die dankbaren Eltern hielten ihr Versprechen, und die Wallfahrt nach der Antoniusklause nahm immer mehr zu. Im Jahre 1723 wurde eine größere Kapelle vor dem Eingang in die Felsgrotte erbaut; auch erhielt der stets bei dieser Kapelle wohnende Eremit außer seiner Felsenwohnung noch ein Gärtchen mit einem Haus; er hieß Bernhard Todt, und um diese Zeit gesellte sich ein zweiter, namens Ubaldus Hausbauer, zu ihm; beide waren Mitglieder des Dritten Ordens vom hl. Franziskus.

Diese Eremitage mit der Felsenkirche und der Wallfahrt wäre auch bestehen geblieben, wenn sich die Franziskanerpatres in Kreuznach hätten entschließen können, einen oder mehrere Patres hier wohnen zu lassen oder gar ein kleines Kloster dabei zu errichten. Das lag aber weder im Interesse des Pfarrers von Bretzenheim, noch in ihrem eigenen; denn sie hatten von Kreuznach aus erst kürzlich ein neues Kloster in Spabrücken errichtet und befürchteten, daß die Wallfahrten nach der Antoniusklause dieser neuen Wallfahrt großen Eintrag tun könnten. Trotz alledem kamen die Bewohner der Umgegend noch hundert Jahre hindurch an Mariä Heimsuchung in Prozession nach der Eremitage, und da sich der Pfarrer von Heddesheim bereit fand, Samstags hier die hl. Messe zu lesen, war auch dieser Gottesdienst allwöchentlich stets gut besucht, und es wurden hier auch viele hl. Kommunionen ausgeteilt. Die kriegerischen Heimsuchungen zu Anfang des 19. Jahrhunderts machten leider allem ein Ende; der letzte Eremit, Bruder Abraham, starb am 6. Mai 1827. Die Prozessionen der oben genannten Ortschaften gingen von nun an zahlreich nach

Spabrücken. Schon 1824 war das Kirchlein vor der Grotte als baufällig abgerissen und versteigert worden, und 1827 ging die ganze Anlage in den Privatbesitz der Familie Puricelli über. Der letzte Besitzer, Graf Friedrich von Plettenberg, verkaufte den ganzen Besitz vor einigen Jahren an die protestantische Diakonie in Kreuznach[3].

[3] Näheres über das uralte Mithräum und die Einsiedlerwohnung nicht weit von Bingerbrück, die auch heute noch von jedermann besichtigt werden kann, findet sich in meinem Schriftchen „Die Antoniusklause bei Bretzenheim an der Nahe." Dasselbe ist zwar im Buchhandel vergriffen, doch bin ich bereit, noch einige Exemplare billig abzugeben.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

NEUES TESTAMENT

Die Heilige Schrift für das Leben erklärt. Herders Bibelkommentar. Herausgeber: Edmund Kalt (für das Alte Testament) und Willibald Lauck (für das Neue Testament.) 16 Bände. gr. 8°. — Band XIV: Der Römerbrief. Übersetzt und erklärt von Dr. Edmund Kalt. Die beiden Korintherbriefe. Übersetzt und erklärt von Dr. Peter Ketter. (XXIV u. 460 S.) 1937. — Bei Abnahme des Gesamt-Bibelwerkes: Geheftet RM 9.50; Leinen RM 12.—; Halbleder RM 14.—. Bei Einzelbezug: Geheftet RM 11.—; Leinen RM 14.40; Halbleder RM 16.80. — Band XV: Die kleinen Paulusbriefe: Die Gefangenschaftsbriefe, übersetzt und erklärt von Dr. Peter Ketter. — Die Briefe an die Galater, Thessalonicher und die Pastoralbriefe, übersetzt und erklärt von Dr. Heinrich Molitor. (XII u. 412 S.) 1937. — Bei Abnahme des Gesamt-Bibelwerkes: Geheftet RM 7.20; Leinen RM 9.40; Halbleder RM 11.20. Bei Einzelbezug: Geheftet RM 8.40; Leinen RM 11.20; Halbleder RM 13.40. Herder, Freiburg im Breisgau.

Mit dem Erscheinen dieser Bände ist Herders Bibelkommentar nun ein gutes Stück vorangeschritten. Sie enthalten nämlich die Erklärung sämtlicher Paulusbriefe mit Ausnahme des Hebräerbriefes, der ja nur in seinem Gedankengut von Paulus selber herrührt. Die Wichtigkeit der paulinischen Sendschreiben, zumal in der Gegenwart, drängte dazu, dem großen Kreis der Bezieher des Gesamtkommentars die Erklärung dieser Briefe tunlichst bald vorzulegen. Ein zuständiger Kritiker schreibt über Band XIV: „Es brauchte einige Tastversuche, um den rechten Typ für das in dieser praktischen Bibelerklärung Gewollte und Geforderte zu finden. In diesem Band ist man ihm nun sehr nahe gekommen." Das Gewollte und Geforderte aber ist: die Erklärung für das Leben, und zwar für das Leben der heutigen Menschen. Daß eine solche Erklärung niemals ohne vorausgegangene ernste Auseinandersetzung mit allen wissenschaftlichen Fragen gegeben werden kann und darf, sollte nicht eigens gesagt werden müssen. Ob aber der Benutzer eines Kommentars mit dieser Zielsetzung von neuem mit all diesen Fragen abgeschreckt werden muß, dürfte mit gleicher Eindeutigkeit verneint werden.

Der wichtigste aller Paulusbriefe, der Römerbrief, hat in Kalt einen kundigen und ansprechenden Ausleger gefunden, wobei besonders die Homilien des heiligen Joh. Chrysostomus und der Kommentar des heiligen Thomas von Aquin herangezogen wurden. Grundfragen des Christentums wie Rechtfertigung, Erlösung, Judentum und Kirche, aber auch Stellung zur Obrigkeit und zum Mitmenschen stehen darin zur Erörterung. Der erste Korintherbrief ist ungewöhnlich gegen-

wartsnahe in einer Zeit, die um neue Formen der Seelsorge ringt. Der größte Seelsorger des Christentums, Paulus, gibt da apostolische Weisungen für eine im Innersten aufgewühlte und gefährdete christliche Großstadtgemeinde und beantwortet in bunter Folge den an ihn gerichteten Fragebogen dieser Gemeinde. Heute leben die Menschen des entlegensten Dorfes in vieler Hinsicht wie in der Großstadt. Der zweite Korintherbrief gewährt uns als das persönlichste unter den großen paulinischen Schreiben den besten Einblick in das Innenleben des Apostels. Die Glut seines Temperamentes, die Schärfe seiner Dialektik in der Abwehr und Abfuhr der judaistischen Hetzer, den großen Organisator des ersten christlichen Hilfswerkes, aber auch den Mystiker und den liebevollen Vater lernen wir in diesem Briefe kennen.

Im XV. Band war es dem Erklärer der vier Gefangenschaftsbriefe besonders darum zu tun, gerade das Gedankengut dieser Offenbarungsschriften wieder mehr in die Seelsorge einströmen zu lassen. Es ging ihm um den Nachweis, wie der Epheserbrief die Kirchenscheu und Kirchenmüdigkeit vertreibt, indem die Kirche als der fortlebende und fortwirkende Christus dargestellt wird. Der Kolosserbrief zeichnet nach Ikonenart das majestätische Bild Christi, des gottmenschlichen Erlösers der Menschheit. Im Philipperbrief sprudeln die Quellen der christlichen Caritas und echter Herzensgemeinschaft in Friede und Freude. Der kleine Philemonbrief aber ist eine Urkunde feinster christlicher Bildung in harmonischer Verbindung von Religion und Leben.

Der Mainzer Bibliothekar und Standortpfarrer, Dr. Molitor, zeichnet mit sicherer Hand im Kommentar zum Galaterbrief das Bild des Heidenapostels, wie er sein Wort gleich einem Donnerwetter zwischen die wankelmütigen Christen der keltischen Stämme in den Steppen Kleinasiens fahren läßt und die Versuche der Judaisten vereitelt. Eschatologische Stimmung liegt über den Thessalonicherbriefen, den zeitlich zuerst geschriebenen Briefen des Apostels. Übersteigerte Erwartungen und unklare Vorstellungen haben die junge Gemeinde verwirrt. In der Erklärung der Pastoralbriefe führt Molitor den Seelsorger von heute in die Schule des ergrauten Paulus. Mit reifer Erfahrung und kluger Mäßigung gibt der Meister seinen beiden Lieblingsschülern und Mitarbeitern Timotheus und Titus, den jungen Bischöfen von Ephesus und Kreta, Weisungen und Belehrungen über damals brennende Fragen. Und wer wollte leugnen, daß diese Briefe auch heute noch die gesundeste „Pastoral" lehren!

Die Bibelstunde. Gliederung, Erläuterung und Auswertung von Büchern der Heiligen Schrift. Erster Band: D i e A p o s t e l g e s ch i ch t e. Von Studienrat Dr. theol. et. phil. Anton W i t s ch. Kartoniert RM 6.50; Leinenband RM 7.80. 8°. XIX und 312 S.) Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1937.

Die vom Matthias-Grünewald-Verlag geplante Schriftenreihe „Die Bibelstunde" hat sich mit diesem ersten Band von Dr. A. Witsch gut eingeführt. Die besondere Eignung der Apostelgeschichte zur Behandlung in der außerschulischen Bibelstunde legte die Eröffnung der Sammlung mit diesem Bande nahe. Das Buch ist mit sachlicher Klarheit und Zuverlässigkeit geschrieben. Der Untertitel: „Vom historischen Christus über den eucharistischen Christus zum mystischen Christus" ist mir etwas rätselhaft geblieben. An eine Einführung in das Römertum und Judentum der apostolischen Zeit (S. 1—35) schließen sich allgemeine und besondere Gliederungen des Inhaltes an (S. 37—56.) Es folgen fortlaufende Erläuterungen zum Text, anknüpfend an ein Stichwort des entsprechenden Verses, wobei der Text selbst vorausgesetzt wird (S. 58—241.) Den vierten Hauptteil bildet ein Lexikon, worin zu den Eigennamen das Notwendige gesagt wird und wichtige Begriffe in Sachartikeln erläutert werden. Kurze Anweisungen und Skizzen für Arbeitsgemeinschaften, drei Synopsen und zwei Tabellen sind im Anhang beigefügt.

Die hier angewandte Methode hat vieles für sich. Die Einzelheiten lassen sich

so leichter erklären als in einem fortlaufenden Kommentar. Es besteht aber die Gefahr, daß der Einblick in die organischen Zusammenhänge erschwert und eine gewisse Unruhe hervorgerufen wird, nicht zuletzt durch die häufig notwendigen Verweise auf andere Stellen des Buches. Es ist indes zu beachten, daß Witsch gar nicht die Absicht hat, eine Erklärung der Apostelgeschichte für Bibelstunden nach dem Muster fertiger Katechesen oder Vorträge vorzulegen. Er will dem Leiter der Bibelstunde nicht die eigene Arbeit ersparen, sondern ihm das notwendige Rüstzeug in die Hand geben. Und dafür werden ihm viele dankbar sein. Wie von jedem menschlichen Tun und von der Seelsorgsarbeit im allgemeinen, so gilt von der Bibelstunde im besondern das Wort des heiligen Ambrosius: „Ad magna praemia perveniri non potest nisi per magnos labores" (Hom. 37 in Evangel.).

Biblische Zeitgeschichte. In den Grundlinien dargestellt. Von Arthur Allgeier, Dr. theol. et phil. Prof. an der Universität Freiburg i. Br. 8° XX und 327 S. Mit 11 Bildern auf acht Tafeln und zwei Kärtchen. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1937. In Leinen RM 9,60.

Wir besaßen zwar bisher die in ihrer Art verdienstvollen Werke von Ämilian Schöpfer (Geschichte des Alten Testamentes, 6. Aufl. München 1923) und Herm. Zschokke (Historia sacra Veteris Testamenti, Editio septima procurata a Joanne Döller, Vindobonae et Lipsiae 1920). Es wurde aber eine Darstellung der biblischen Zeitgeschichte des Alten Testamentes vermißt, die weniger nach apologetischen Gesichtspunkten und von innen gesehen als nach streng historischer Methode die Geschichte des Volkes Israel im Gesamtrahmen der vorchristlichen Völkerschicksale zeichnet. Das hat nun Allgeier mit größter Sachkunde getan. Sein Urteil ist wohl abgewogen. Es geht ihm nicht darum, jedes Fragezeichen zu lösen, das sich aus dem Befund der Quellen, der biblischen wie der profanen, ergibt. Besonders sorgfältig ist die Zeit der Landnahme in Kanaan und des Königtums in seinem raschen Aufblühen und jähen Absturz behandelt. Ein wichtiges Kapitel legt die prophetische Wirksamkeit dar. Auch das Bild des nachexilischen Judentums bis zur Unterwerfung durch die Römer tritt klar hervor. Das Erscheinen des Messias und sein Wirken wird dagegen nur angedeutet, und von der Zeitgeschichte des Neuen Testamentes, die doch auch zur „Biblischen Zeitgeschichte" gehört, fehlen sogar die „Grundlinien". Der Buchtitel ist also nicht genau. Davon abgesehen, ist das Buch eine bedeutsame Erscheinung.

Die Theologie des Neuen Testamentes. Eine Einführung. Von Otto Kuß. 8°. 412 S. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1937. Kartoniert RM 4,50; in Leinen RM 5,50.

Schon ehe diese Besprechung niedergeschrieben werden konnte, hat das Buch eine zweite Auflage erlebt. Das verrät nicht nur dessen Wert, sondern bezeugt auch das Verlangen weiter Kreise nach Einführung in die Theologie des Neuen Testamentes. Sie könnte in der Weise gelehrt werden, daß zu den einzelnen Glaubenswahrheiten die entsprechenden Texte des Neuen Testamentes gesammelt und systematisch verarbeitet würden. Dabei wäre aber die Gefahr groß, daß aus dem Wort der göttlichen Offenbarung nur eine Stütze menschlicher Spekulation und aus der Offenbarungsquelle ein bloßes Beweismittel gemacht wird. Kuß geht den andern Weg, nämlich den der geschichtlichen Entwicklung der neutestamentlichen Offenbarung. Die Einzelwahrheiten liegen nicht wie erratische Blöcke in fremdartiger Umgebung, sondern sind unter bestimmten geschichtlichen Verhältnissen und Voraussetzungen durch Menschen ihrer Zeit unter göttlicher Inspiration niedergeschrieben worden für alle Zeiten.

In der Anwendung dieser durchaus berechtigten Methode hat der Verfasser vielleicht zuviel Fragen einbezogen, die wir nicht in einer Theologie, sondern in einem Einleitungswerk suchen. Der Laie wird sich jedoch freuen, nicht nur die

theologischen Zusammenhänge, sondern auch das geschichtliche Werden der neutest. Schriften dargestellt zu finden.

Bei dem Überblick über die „Fülle der Zeit" hätte etwas mehr über die pharisäische Rechtfertigungslehre gesagt werden können. Auch der völkisch-religiöse Gegensatz zwischen Juden und Samaritanern verdiente wegen des starken Niederschlags in den Evangelien kurze Erwähnung. Das Buch wird nicht nur dem Laien, sondern auch dem Geistlichen eine wertvolle Hilfe für nutzbringende Bibellesung sein.

Paulus. Ein Heldenleben im Dienste Christi, in religionsgeschichtlichem Zusammenhang dargestellt. Von D. Dr. Josef H o l z n e r. Mit 47 Abbildungen auf 16 Tafeln, acht Textzeichnungen und einer Übersichtskarte. gr. 8° (X u. 458 S.) Freiburg i. Br. 1937, Herder. Geheftet RM 5,60; in Leinen RM 7,40.

An diesem Buch werden die meisten Benutzer viele Freude haben. Holzner weiß packend zu schreiben. Die Zeitverhältnisse, die Städte und Landschaften und nicht zuletzt die Menschen um Paulus gewinnen Gestalt und Leben. Aber der Verfasser erschöpft sich nicht in Milieuschilderungen. Immer bleibt die heldenhafte Persönlichkeit des Heidenapostels Mittelpunkt dieser antiken Landschaft und dieser Menschen. Wie in die Umwelt und noch mehr als in diese hat sich Holzner in das Wollen und Denken des Welteroberers für Christus hineinversenkt. Darum gelingt es ihm, den Leser tief in das an Spannungen und Kontrasten überreiche und von innerer Glut wie ein Vulkan erfüllte Seelenleben des Apostels hineinschauen zu lassen, der wahrlich nicht als Heiliger vom Himmel gefallen ist, aber wie kein anderer von Christus ergriffen war und wiederum alle für Christus zu gewinnen suchte. Ähnlich wie in dem Buch des Flamen Theodor van Tichelen (Paulus, der größte Christusjünger, Steyl 1926) werden die Paulusbriefe in ihrer organischen Verbundenheit mit dem Leben und Schaffen des Apostels gewürdigt.

Es wäre sehr zu wünschen, daß in einer Neuauflage die Fundstelle der Zitate angegeben und ein sorgfältiges Schriftstellen- und Sachverzeichnis angefügt wird. Der Benutzer hat ein Recht auf diese für den Verfasser zwar mühselige, für den Gebrauch aber unentbehrliche Beigabe zu Büchern dieser Art.

Die Taufe Jesu. Exegetische und religionsgeschichtliche Studien. Von Dr. theol. et lic. bibl. Joh. K o s n e t t e r. (Theol. Studien der Österr. Leo-Gesellschaft, Bd. 35.) 8°. XXVIII u. 316 S. Verlag Mayer & Co., Wien 1936. Brosch. RM 6,—.

An die biblischen Berichte über die Taufe Jesu knüpft sich eine so reiche Fülle wichtiger Fragen an, daß eine wissenschaftliche Untersuchung darüber nicht nur in den Kreisen der Fachwissenschaft auf Interesse rechnen darf. Kosnetter konnte mit dem Rüstzeug umfassender Sachkunde und methodischer Schulung an die nicht ganz leichte Arbeit herangehen und legt als Frucht seiner Studien eine Abhandlung vor, die sich durch die Vielseitigkeit der Fragestellung und die Gründlichkeit der Beantwortung auszeichnet, ohne daß der Verfasser sich schmeichelt, zu allem das letzte Wort gesprochen zu haben.

Nach kurzer Einleitung und reichhaltigem Literaturverzeichnis wird im ersten Teil die Johannestaufe im allgemeinen, ihr Wesen, ihre Herkunft, und ihr Verhältnis zur Proselytentaufe untersucht (S. 5—69). Den Hauptteil bildet das zweite Kapitel, worin die Taufe Jesu und die Vorgänge dabei nach den verschiedensten Gesichtspunkten behandelt werden (S. 70—237). Die religionsgeschichtliche Seite des Themas ist im dritten Hauptteil dargestellt (S. 238—292). Leider wurden aus Raummangel die nicht unwichtigen Fragen nach der Zeit und dem Ort der Taufe Jesu ausgeschaltet.

Jesus Christus als Opferlamm unter den Menschen. Seine Selbstoffenbarung vor und in der Leidenswoche. Von Erzbischof Alban G o o d i e r S. J. Deutsche Bearbeitung von P. Ignatius Rollenmüller O. S. B. 8°. 527 S. Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München 1937. In Ganzleinen RM 8,20.

Der erste Band dieses Werkes („Jesus Christus als Mensch unter Menschen") wurde im 46. Jahrgang des Pastor bonus besprochen (1935/36. S. 317). In derselben Art, nicht wie es in einem Betrachtungsbuch geschieht, aber auch nicht nach streng wissenschaftlicher Methode, behandelt der vorliegende Band die Leidensgeschichte des Herrn. Mit Recht ist die Vorgeschichte einbezogen, allerdings etwas weit zurückgreifend. Dagegen umfaßt die im letzten Kapitel beigegebene Evangelienharmonie nur die Ereignisse vom Vorabend des Leidens an. Mit der Grablegung schließt das Buch ab.

Erzbischof Goodier verfügt über eine anschauliche Darstellungsgabe und eine lebendige Sprache. Er läßt nicht nur den nüchternen Verstand, sondern ebenso das Gemüt mitsprechen, zuweilen aber auch eine recht lebhafte Phantasie, z. B. beim Mahl in Bethanien, wo er zunächst Maria vermißt, sie dann aber, mit der anonymen Sünderin gleichgesetzt, das Nardenöl zur Salbung des Meisters herbeiholen läßt, „so rasch sie ihre Füße tragen können". Zu manchen Streitfragen wäre eine kurze positive Stellungnahme erwünscht. Die Übersetzung ist gut.

Unser Glaube an den Auferstandenen. Eine geschichtsmethodische Darlegung. Von Dr. Joseph Heiler. 8⁰. VI u. 112 S. Herder, Freiburg i. Br. 1937. Kart. RM 2,40.

In drei Thesen verteidigt der Verfasser die geschichtliche Wahrheit der Auferstehung Jesu und den darauf sich gründenden Glauben der Christusjünger. Die Beweisführung ist gemeinverständlich, so daß sich das Büchlein gut eignet, um es Laien in die Hand zu geben, die ihre Überzeugung von diesem Zentraldogma festigen oder anderen gegenüber rechtfertigen möchten.

Menschen um Jesus. Biblische Szenen. Von Peter Freppert. Mit einem Geleitwort von Dr. M. Laros. 158 S. Staufen-Verlag, Köln 1937. Leinenband RM 2,80; kart. RM 2,20.

Daß ein junger Eifelbauer diese „Szenen" schrieb, „mehr hinter dem Pflug und im Wald, wenn ich die Axt schwang, als an dem alten Tisch unserer Bauernstube", ist recht erfreulich. Er verrät besondere Begabung in der Schilderung der Landschaft und in der Kennzeichnung der Menschen. Geschichte und Legende sind verwoben. Die Verwirrung in geographischen und geschichtlichen Angaben kann jedoch mit „dichterischer Freiheit" nicht entschuldigt werden. Der Weg aus Ägypten z. B. führt nicht über Transjordanien nach Bethlehem. Der Gatte der Herodias ist nicht der Vierfürst von Trachonitis, der die Tochter der Herodias, Salome, zur Frau hatte und kinderlos starb. Ostern und Laubhüttenfest liegen ein halbes Jahr auseinander.

Trier. Ketter.

DOGMATIK

Heiler Joseph, **Gottgeheimnis im Sein und Werden.** 43 S. Brosch. RM 1,40. Herder, Freiburg 1936.

Die kleine Schrift enthält in lebendiger Form eine gründliche und ehrliche Auseinandersetzung mit dem Pantheismus auf philosophischer Grundlage.

Adam Karl, **Gesammelte Aufsätze zur Dogmengeschichte und zur Theologie der Gegenwart.** Hrsg. von Dr. Fritz Hofmann. 419 S. RM 6,50. Literarisches Institut P. Haas, Augsburg 1936.

Der Passauer Vertreter der Dogmatik, ein Schüler Adams, hat diese zerstreuten Aufsätze zum 60. Geburtstag seines Lehrers herausgegeben und ihnen ein Geleitwort über die Theologie A. vorausgeschickt. Verwurzelung im Leben, eine tiefe Auffassung von der Mittlerstellung Jesu Christi, ein großes Verständnis für die Entfaltung der Offenbarungswahrheit in der lebendigen Kirche machen A. zu einem echten Glied der Tübinger theologischen Schule. Diese theologische Richtung wird von A. selbst in dem letzten Aufsatz des Bandes uns deutlich ge-

zeigt. Eingerahmt von diesem Bekenntnis zur Tübinger theologischen Tradition stehen wertvolle Untersuchungen über die Primatfrage, die Eucharistie- und Bußlehre in den ersten christlichen Jahrhunderten. In die großen theologischen Kontroversen der Gegenwart hat A. eingegriffen durch seine Aufsätze über die Theologie der Krisis und über die Darstellung vom Wesen des Katholizismus, die Karl Heim, der bedeutende Tübinger Dogmatiker lutherischer Prägung, nach dem Erscheinen des bekannten Buches Adam's gegeben hatte. Der Wert der Aufsätze liegt nicht zuletzt in der Bezeugung echt katholischen Geistes, der dieses Schrifttum durchweht und den Leser packt.

Rademacher Arnold, **Die innere Einheit des Glaubens.** Ein theologisches Prolegomenon zur Frage der Kirchenunion. (Grenzfragen zwischen Theologie und Philosophie, Heft 5.) 185 S. Brosch. RM 5,20. Hanstein, Bonn 1937.

Der Bonner Professor der Fundamentaltheologie analysiert hier zunächst den Glaubensbegriff und stellt dann die grundsätzliche innere Einheit der Glaubenswahrheit dar, indem er das Verhältnis von Glaube und Dogma, Dogma und Theologie, Theologie und Glaube beleuchtet. Für den religiösen Unterricht empfiehlt er, den persönlich ansprechenden Gedanken der Gotteskindschaft in den Mittelpunkt zu rücken und von da aus die christlichen Grunddogmen zu entfalten. So wird in der Seelenhaltung des Gläubigen das Bewußtsein einer einheitlichen Lebensform, der er verpflichtet ist, geweckt. Zugleich eröffnet sich von dieser Einstellung ein Ausblick auf die Wiedervereinigung der von der allgemeinen Kirche abgespalteten christlichen Gemeinschaften. R. hat in diesem Buche viele das Glaubensleben fördernde Erkenntnisse ausgesprochen, das alte Wahre teils bestätigend, teils in neues Licht stellend. Wohl wünscht man sich zuweilen eine schärfere Formulierung, etwa S. 116 über die Bedeutung der Kirche für den Glaubensakt. Auch wird man da und dort anderer Meinung sein können. Aber man kann nicht von der Lektüre dieses Buches scheiden, ohne ergriffen zu sein von dem starken Zuge zum Wesen und zur Einheit unsers Glaubenslebens.

Rademacher Arnold, **Der Glaube als einheitliche Lebensform.** 107 S. Kart. RM 2,60; gebd. RM 3,60. Hanstein, Bonn 1937.

R. geht in dieser Schrift, die sich an seine beiden andern neuen Veröffentlichungen („die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" und „die innere Einheit des Glaubens") folgerichtig anschließt, von der Tatsache aus, daß der Mensch anthropologisch und gnadenhaft eine Einheit ist. R. kommt so zur Forderung 1. der „Verwesentlichung des Glaubens", 2. der „Vereinheitlichung des Glaubenswissens" und der 3. „Vereinfachung des Glaubensleben". 1. Den Glauben auf sein Wesen zurückführen bedeutet Vergegenwärtigung des vollen Glaubensbegriffes, der ja mehr ist als eine nur intellektualistische Aneignung, ausgiebigere Verwertung von Bild und Gleichnis und ein Leben aus einem Glaubensmittelpunkt heraus. Das besagt für die praktische Glaubensunterweisung eine Rückkehr zu den Glaubensquellen, eine Pflege des liturgischen Lebens, ein Hinstellen vor eine persönliche Glaubensentscheidung, die den Vorrang vor allen äußeren menschlichen Bindungen an die Kirche und ihre Organe hat. 2. Die Notwendigkeit, das Glaubenswissen zu vereinfachen, fordert, daß durch die Betonung der zentralen Lehre von Gott, unserm Vater im Himmel, eine organische Glaubenserkenntnis herbeigeführt wird, daß die religiösen Gedanken gereinigt und die religiösen Vorstellungen vergeistigt werden, sowie daß die Glaubensbegründung aus dem Wesen der Sache heraus erfolgt. 3. Das Glaubensleben wird vereinfacht, wenn die Rangordnung der Glaubensgüter stets gewahrt wird, wenn in der Gebetsfrömmigkeit das innerliche Gebet seinen Vorrang erhält und die Gebetsmethoden nicht überschätzt werden, wenn in der religiösen Sittlichkeit das rechte Verhältnis von Gesetz und Freiheit innegehalten und die Liebe als oberstes Sittlichkeitsprinzip in Geltung